



17.5.14.

Library of the Theological Seminary,  
PRINCETON, N. J.

Purchased by the Mary Cheves Dulles Fund.

BV 3625 .S67 S36 1892  
Schneider, Hermann Gustav,  
1842-1914.  
Gnadenhal



Digitized by the Internet Archive  
in 2015









Die  
gute Botschaft.

Missionstraktate der Brüdergemeine.

Br. 5.

Gnadenthal.

Von

S. G. Schneider.



Erster Theil.



Köln  
S. 1810



In compliance with current copyright law, Etherington  
Conservation Services produced this replacement volume  
on paper that meets ANSI Standard Z39.48-1992 and ISO  
9706. Preservation facsimile printing and binding  
by Etherington Conservation Services  
Browns Summit, North Carolina.

[www.thehfgroup.com](http://www.thehfgroup.com)

2007

∞



THE  Group



# Gnadenthal,



die erste evangelische Missionsstation  
in Afrika.

Von

H. G. Schneider,

Prediger und Redakteur des Missionsblattes der  
Brüdergemeine.

Erster Teil.

Verlag von R. Roth (M. Holland).

Verlag von R. Roth (M. Holland).

Verlag von R. Roth (M. Holland).

Louis Wölschuber's Buchdruckerei. Wolfgang Trüch, in Gausstatt.



## Vorrede.

Mit der Ausführlichkeit, als handle es sich um ein erst in unsern Tagen frisch begonnenes Missionswerk, wird auf den folgenden Blättern die Entstehungsgeschichte der Missionsstation Gnadenthal im Kaplande dem Leser vorgeführt.

Wie konnte der Verfasser das wagen? Nun, er dachte, jene Station ist überhaupt die allererste evangelische, welche in Afrika gegründet wurde, also gleichsam die geistige Mutter vieler nachfolgender; er dachte sodann, sie hat den ganzen Anprall missionsfeindlicher Elemente verschiedner Richtung auszuhalten und der Mission gleichsam erst das Existenzrecht im Kaplande erkämpfen müssen; er dachte ferner, die bisher noch nicht genauer bekannte Geschichte ihres Anfanges bilde ein doch nicht ganz wertloses Mittelglied zwischen dem einstigen missionslosen und dem heutigen christianisierten Zustande jener Kolonie; er dachte endlich, die gelegentlich und allerdings nur sparsam gebotenen Mittheilungen über Land und Leute enthalten bereits im Keim den Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtig in Südafrika bestehenden Verhältnisse. Das alles schien ihm die gewählte Art und Weise der Darstellung zu rechtfertigen, ja zu fordern. In dem noch ausstehenden zweiten Teil wird er einen andern Weg wählen und nur einzelne Erscheinungen von allgemeinerem Interesse eingehender behandeln, die zeitlichen Zwischenräume zwischen ihrem Auftreten aber bloß mit wenigen, leicht und weit geschlungenen Maschen überbrücken.

Daß der Verfasser dem Buche den Titel Gnadenthal gegeben hat, aber gleichwohl in diesem ersten Teil fast nur von Baviaanslooof spricht, hat darin seinen Grund, daß bald nach Beendigung der auf den folgenden Blättern vorgeführten

Periode auf die Initiative eines Gouverneurs hin amtlich und öffentlich jene letztgenannte Bezeichnung durch die erstgenannte ersetzt wurde, und daß man hentzutage im Kapland nur Gnadenthal (Gnadendal), aber kaum mehr Baviaanskloof kennt.

Ehrenpflicht ist es endlich noch für den Verfasser, ausdrücklich zu erwähnen, daß er nicht nur gelegentlich den zweiten Band von Burkhardt-Grundemanns Kleiner Missionsbibliothek, sondern auch in gewissen Abschnitten das lesenswerte Schriftchen: Die ältere Heidenmission in Süd-Afrika von A. Nachtigal, Berlin, Verlag der Missionsbuchhandlung von Berlin I, recht eingehend und mit großem Dank benutzt hat. Es bietet jedenfalls eine mit großem Fleiß angelegte, sehr schätzenswerte Fundgrube von Material, selbst wenn man im Einzelnen auch nicht immer inbetreff der Gruppierung desselben wie der darauf sich gründenden Beurteilung ganz der gleichen Meinung sein sollte wie sein geehrter Herr Verfasser. Im Uebrigen hat der Unterzeichnete fast nur nach handschriftlich vorhandenen Quellen gearbeitet, welche in den Diarien der Gründer der Mission, in ihren amtlichen Briefen an die heimatliche Missionsbehörde, in den Antwortschreiben der letzteren und den Protokollen, die über ihre Beratungen geführt worden sind, — bestehen und in fast beängstigender Fülle und Reichhaltigkeit strömen.

Und nun ist's genug vor—geredet. Möge Gott in Gnaden, wenn es ihm gefällt, auch diese Schrift als einen kleinen Baustein in den für die Ewigkeit gegründeten Mauern seines heiligen Reiches verwenden!

Herrnhut,  
Mitte Oktober 1892.

H. G. Schneider.

## Einleitung.

---

### I. Weiße kommen ins Land.

Nach Süd-Afrika ins Kapland bitten wir den Leser uns zu folgen.

Der Portugiese Bartholomeo Diaz entdeckte es im Jahre 1486. Die Stellung, die es für die nächste Folgezeit im Weltverkehr einnehmen sollte, wurde bald darauf näher bestimmt durch den Umstand, daß Vasco de Gama, der Landsmann jenes, im Jahre 1497 den Seeweg nach Ostindien, der Perle des Morgenlandes, erschloß. Nach Indien und den Inseln des indischen Archipels lockte es von nun an die Fahrzeuge der seefahrenden Völker Europas. Aber der Weg dahin war für Segelschiffe sehr lang, und darum eine Rast- und Verpflegungsstation unterwegs sehr erwünscht. Eine solche, nicht mehr, glaubte man in der Südspitze Afrikas gefunden zu haben. So gingen denn in den folgenden Jahrzehnten portugiesische, englische, holländische Schiffe nur zu vorübergehendem Aufenthalt in der Tafelbai oder andern benachbarten afrikanischen Häfen vor Anker. Ja, als am 6. April 1652 drei holländische Fahrzeuge unter dem Befehl des Schiffsarztes Jan van Niebeeck in der von den gewaltigen Felsmassen der Teufelsspitze, des Tafelberges und des Löwenkopfes umschlossenen Bucht erschienen, um an Land ein Fort und eine Niederlassung zu errichten,

hatte man keineswegs die Erwerbung des ganzen Kaplandes, sondern wieder nur die Anlegung einer Erfrischungsstation im Auge, die den nach den Sundainseln jahrenden Schiffen der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft gute Dienste leisten sollte. Im Namen und Auftrag dieser Gesellschaft, die 1602 aus verschiedenen kleinen Handelsgesellschaften gebildet worden war und die man nach den 17 Aktienbesitzern, dem Generaldirektorium, „die Kammer der XVII“ nannte wie schrieb, — nahm Niebeek nämlich den Strand der Tafelbai in Besitz. Wenn er außer Soldaten auch bereits eine kleine Anzahl von Ansiedlern mitbrachte, denen nach und nach andre folgten, wenn sich auch allmählig eine immer wachsende Summe von Bauerngehöften weiter Landeinwärts vorschob, so behielt die neue Kolonie doch auf lange hinaus noch den bescheiden Ruf einer bloßen Haltestelle auf dem Wege zu den indischen Besitzungen jener Gesellschaft, und mit nur stiefmütterlicher Kargheit waren die sehr geringfügigen Versuche seitens der Direktoren jener Handelskompagnie bemessen, für das äußere und innere Wohlergehen der eingewanderten, wie der eingebornen Bevölkerung des Kaplandes Sorge zu tragen, wie schön und würdig man auch von der Verpflichtung dazu reden und schreiben mochte.

Aus welchen Völkerschaften setzten sich denn nun aber die Ureinwohner des Kaplandes zusammen, die sich von da ab mit den fremden Eindringlingen zu vertragen hatten? Einzelne Kaffern und Betschuanen kommen kaum in Betracht, da ihre Wohnsitze nördlich und östlich vom Kapland sich befanden. Die eigentlichen Herren und Besitzer des Grundes und Bodens waren vielmehr zwei Nationen, die man indeß lange Zeit vollständig zusammenwarf und für einen gemeinsamen Volksstamm erklärte, die Khoi-Khoi (die Menschen

der Menschen), von den Holländern wegen ihrer mit Schnalzlanten gespickten Sprache Otentoots, ja später Hottentotten genannt, und die Saan (Landstreicher) oder Sonqua (Sau), später als Buschmänner bekannt. Für die Annahme, daß beide Völkerschaften Brüder, daß die Buschmänner nur verwilderte Hottentotten wären, haben letztere bei der Berührung mit den weißen Kolonisten zeitenweise bitter büßen müssen, indem man sie, die viel gutmütigeren, für die Uebertfälle und Raubzüge der wilden Buschmänner unterscheidungslos mit verantwortlich machte. Wohl besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Nationen, die vermuten läßt, daß sie in grauer Vorzeit einen gemeinschaftlichen Stamm gebildet. Indes ebenso deutliche Unterschiede sind vorhanden inbezug auf Sprache, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Lebensweise. Die Sprache der Buschmänner besitzt eine viel größere Anzahl von Schnalz- und außerdem noch Kehllaute, welche die Hottentotten nicht kennen. Der Gesichtszuschnitt des Hottentotten ist mehr dreieckig, der des Buschmanns eher viereckig, jener hat eine hellere gelbbraune oder gelblich graue, dieser eine dunklere, etwas mehr ins Rötliche spielende Hautfarbe. Der Hottentott lebte bei der Ankunft der Holländer von Viehzucht, der Buschmann von der Jagd. Ersterer war gutmütig, ehrlich, aber träge und schlaff; nur wo es sein wirkliches oder vermeintes Recht galt, bewies er eine unerschütterliche Zähigkeit und Streitsucht. Der Buschmann dagegen war ein viel thatkräftigerer, aber habgieriger und grausamer Gesell, dem Diebstahl und Raub ein Vergnügen bereitete. Kein Wunder, daß auch zwischen Hottentotten und Buschmännern beständige gegenseitige Reibungen und Fehden vorkamen. In zwei Beziehungen stimmten die beiden Völkerschaften jedoch beim Erscheinen der Weißen völlig überein. Außer einem kleinen, ledernen

Lendenschurz trugen Hottentotten wie Buschmänner nur den Karoß, ein mit Fett getränktes Schaffell, dessen wollige Seite nach innen gekehrt war; dabei starren sie von Fett, Schmutz und Ungeziefer. Wie abschreckend ihr äußerer Zustand, so traurig war auch der innere. Denn ihre religiösen Vorstellungen zeichneten sich durch die denkbar größte Dürftigkeit aus. Ein höheres Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat, das den Gefilden Regen und den Menschen Nahrung verleiht — Tsui Goam genannt — kannten sie wohl. Gelegentlich wurden Gebete und Gesänge an diesen Gott gerichtet, auch Tänze zu seiner Ehre veranstaltet. Aber gering war im Ganzen die Verehrung, die man ihm zollte, und was man von ihm erwartete, bestand bloß in irdisch leiblichen Gütern. Außerdem nahm man vielfach, namentlich in Krankheitsfällen, seine Zuflucht zu allerhand vermeinten Zaubermitteln. Unter dem Szepter einer Gottheit, die indeß nur für die Brot- und Magen-Frage ihrer Geschöpfe Verständnis hatte und die sich außerdem so ohnmächtig bezeugte, daß man ihrem Walten mit allerhand Nebenkünsten zu Hilfe kommen mußte, konnten diese „Menschen der Menschen“ sich nicht aus dem Zustand unwürdiger Thierheit erheben, in die sie versunken waren. Der Bauch war in Wahrheit ihr Gott, in Faulheit und Gefräßigkeit verbrachten sie ihre Tage — tief bedauerenswerte Wesen!

Wie glücklich traf sich's darnun, daß nun Christen, ja daß die Vertreter nicht einer katholischen, sondern einer evangelischen Kolonialmacht im Kaplande zu dauernder Niederlassung erschienen, die den armen Ureinwohnern gewiß eine bessere Erkenntnis bieten konnten! Und in der That, nicht übel war der Anfang, den der wackre Niebeek, ein Kind seiner Zeit, aber doch ein wohlmeinender Mann, nach eigner Ueberzeugung und laut der Anweisung seiner Herren

Direktoren machte. Auf möglichst freundlichen Verkehr mit den Eingeborenen wurde Wert gelegt, strenge Strafen den Weißen angedroht, die sich mit oder wider Recht Gewaltthätigkeiten gegen dieselben erlauben sollten, ja die Pflanzung und Ausbreitung der wahren, reinen christlichen Lehre unter dem wilden, rohen Volk offen als Aufgabe und Ziel hingestellt. Und doch, nur Sprecher und Hörer des guten Wortes, aber keine Thäter fanden sich. Wie war es dann aber möglich, daß man so bald von dem guten Wege abwich, welchen man sich vorgesteckt hatte, daß man zu einer Entwicklung der Verhältnisse den Grund legte, welche in ihren Nachwirkungen sich noch bis auf die Gegenwart erstreckt und welche im schreiendsten und schärfsten Gegensatz zu all den guten Vorsätzen, die man mitgebracht, wie zu den immer wiederholten Erlassen der Direktoren stand, welche theils von Holland aus, theils von durchreisenden Beamten der Handelsgesellschaft gegeben wurden, die an Ort und Stelle die Zustände prüften? Der Umstand, daß unter den Soldaten der jedesmaligen Garnison viele rohe Menschen, unter den immer zahlreicher nachdringenden Ansiedlern, die hauptsächlich Holländer, aber auch Deutsche und Engländer waren, viele Abenteurer und Taugenichtse sich befanden, kurz Leute, bei denen auch wohlmeinende Gouverneure in Liebe und Strenge nicht alles das erreichten, was sie bezweckten und befahlen, — dieser Umstand mag zur Erklärung jenes Widerspruchs herangezogen werden. Die eigentliche Lösung finden wir jedoch in einer andren Thatsache. Das Christentum der holländisch reformierten Kirche, welche gleich zu Anfang als die einzig anerkannte und berechtigte für die neue Kolonie hingestellt wurde, war damals, dem Zuge der Zeit folgend, vielfach zu einer toten Reinlehrigkeit erstarrt. Es trug einen alttestamentlich gesetzlichen Charakter,



es that sich Genüge in genauer Beobachtung äußerer Formen, es war eine Kopf- und Gedächtnis-, aber keine Herzens-Augelegenheit, auf das praktische Leben und den Wandel übte es nur eine geringe oder gar keine Wirkung aus, es ermangelte des warmen Lebenshauches gesunden Glaubens und opferwilliger Liebe. Und doch kam man nicht zum Bewußtsein dieser Mängel, weil das Wissen des Kopfes über die Leere des Herzens hinwegtäuschte; man befand sich in einer ähnlichen Verblendung, wie sie der Herr Jesus einst zu seinem tiefen Leidwesen an den Pharisäern und Schriftgelehrten tadeln mußte, denen er vorwarf, daß sie das Schwerste im Gesetz, nämlich die Barmherzigkeit, dahintenließen, daß sie Rücken seigten und Kameele verschluckten, genau wären im Beobachten von Kleinig- und Kleinlichkeiten, aber ungeschert daneben die größten und schwersten Verfündigungen begingen. In diesem Zustande erblicken wir den eigentlichen Schlüssel zur Lösung des sonst geradezu unbegreiflichen Gegensatzes zwischen menschenfreundlichen, ja ausgesprochen christlichen Grundsätzen über Ansiedlung und einer rücksichtslosen, selbstsüchtigen, ja oft wirklich verbrecherischen Denk- und Handlungsweise seitens der Ansiedler selber. Einzelheiten dürften dieser Auffassung das Wort reden. Schon das Direktorium in Holland floß einerseits von Wohlwollen für Eingewanderte und Eingeborne über, wollte andererseits aber für die Bethätigung dieses Wohlwollens möglichst wenig Opfer bringen und ließ sich immer wieder von den Rücksichten auf Gewinn und Nützlichkeit leiten. So schränkte es nicht bloß die Handels- und Gewerbefreiheit der Kolonisten auf das Aeußerste ein, sondern lehnte zuerst längre Zeit das wiederholte Gesuch um Anstellung eines Predigers aus Sparsamkeitsgründen ab, ja sandte weiterhin, als es dem Drängen nachgab, neben



vereinzelt treuen Dienern Christi überwiegend Miethlinge, die im Trachten nach irdischem Gut aufgingen oder gar durch schlechten Lebenswandel das allererschlechtesten Beispiel gaben. So riß unter den Weißen Trunksucht und Zuchtlosigkeit ein. So wetteiferten die eingeführten Negerklaven, die theils in Diensten der Handelsgesellschaft selber, theils in denen der Aufwiedler standen, mit ihren weißen Herren um den Preis der Lasterhaftigkeit, obwohl man sie im Christenthum unterrichtete und ihrer viele taufte. So konnte es geschehen, daß unhamedanische Malayen von den Sunda=inseln, die zum Theil auch als Sklaven herübergebracht waren, zum Theil aber am Kap das Leben von Verbannten führten, weil man sie, die sich der niederländischen Herrschaft nicht beugen wollten, dorthin zur Strafe verpflanzte, — eine unhamedanische Genossenschaft bildeten, die noch heute zahlreich vorhanden ist, den Glauben an den falschen Propheten mit starrer Zähigkeit festgehalten hat und noch zur Stunde eine Moschee in der Kapstadt besitzt. So wurden die infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes in den Jahren 1685—88 aus Frankreich ausgewanderten und ins Kapland verschlagenen reformierten Hugenotten, ernste, in der Trübsal gereifte Leute, das beste Salz, das der aufstrebenden Kolonie jemals durch Einwanderung zu Gute kam, — mit scheelen Blicken angesehen, weil sie mit Recht an der herrschenden Sittenlosigkeit Anstoß nahmen, ja sie wurden in der Handhabung ihrer kirchlichen Freiheit durch lästige bureaukratische Ketten gehindert. Das Gesagte schließt nicht aus, daß es, wie erwähnt, einzelne treue Prediger, eine Anzahl wohlmeinender Gouverneure und da und dort verschiedne gläubige Seelen, ja ganze Familien gab, in deren Schooße Zucht und Frömmigkeit herrschte, — so namentlich in den Kreisen der eben erwähnten französischen

Protestanten; es schließt auch nicht aus, daß gelegentlich Umsätze zu einer Hebung und Verbesserung der Zustände gemacht wurden. Indeß das Gesamtbild ist ein trübes, ja ein um so trüberes, als man — davon zeugten öftere neue Erlasse wie die auf dem Papier vorhandenen guten Grundsätze und Bestimmungen — an leitender Stelle die nötige Erkenntnis davon besaß, wie es eigentlich hätte stehen sollen.

War auf diese Weise das Beispiel, das die fremden Eindringlinge im eignen Haus und Lager gaben, schon nicht geeignet, heilvoll auf die Ureinwohner einzuwirken, so vermochte es ihr un mittelbares Verhalten gegen dieselben noch viel weniger. Freundlich wollte man sich anfänglich zu ihnen stellen, ihnen christliche Erkenntnis beibringen. Daß man gleichwohl gegen die einfachsten Rechtsgrundsätze über Mein und Dein sich verging und die in dieser Beziehung sehr empfindlichen Hottentotten schwer kränkte, indem man ihnen den Grund und Boden, dessen man bedurfte, einfach ohne jegliches Entgelt wegnahm, darüber fiel Einem nichts ein. Später, als man mehr Land brauchte, lieferte man einmal als Entschädigung Waaren an sie ab, deren Wert sich indeß auf einen knauserigen Spottpreis belief. Noch billiger war es ja aber doch, nichts zu geben. So entstand ein Bauerngehöft nach dem andern, nur von einander durch eine ziemliche Entfernung getrennt, damit die Ansiedler sich nicht gegenseitig ins Gehege kämen. Das war aber auch die einzige Rücksicht, die man nahm; gegen die Hottentotten kannte man keine. Die besten Weidetriften des im Allgemeinen sehr wasser- und waldbarmen Landes, das darum die Viehzucht mehr begünstigt als den Ackerbau, die fruchtbarsten Stellen an Quellen, Bächen und Flüssen eigneten sich die Weißen allmählig an, die ursprünglichen Eigentümer aus deren Besitze verdrängend. Fehden

und Scharmügel fanden statt, mit wechselndem Erfolge, aber im Ganzen natürlich doch zum Vorteil der mit Feuerwaffen ausgerüsteten Ansiedler. Viehheerden bildeten den Kampfpriß, um den man stritt. Ja, es wurde Mode, daß sich von Zeit zu Zeit bewaffnete Weißer, von Regierungsbeamten geführt, zusammenschlossen, weiter ins Land eindringen und die friedlichen Ureinwohner zwingen, gegen einen lächerlich niedrigen Kaufpreis, den die Käufer selbst bestimmten, ihre Heerden abzutreten. Wer sich widersetzte, wurde niedergeschossen. Das Bewußtsein, daß man ein Verbrechen begehe, wenn man einen Buschmann oder gar einen Hottentotten ohne zureichenden Grund tötete, schwand ganz. Man rühmte sich vielmehr ihrer Erlegung wie der Jäger der Anzahl der durch ihn getöteten wilden Tiere. So verarmten die Hottentotten immer mehr und waren gezwungen, zur Erlangung ihres Unterhalts im Dienste der Ansiedler Feldarbeiten zu verrichten, die sie allmählig in eine drückende Abhängigkeit von jenen brachten und zu Leibeigenen jener herabwürdigten. Nur von den eingewanderten Hugenotten und ihren Nachkommen wurden sie gut behandelt, weshalb sie am liebsten bei diesen sich als Tagelöhner verdingten. Durch die Einwanderer wurden ferner Krankheiten ins Land geschleppt, die unter den Eingebornen fürchtbar anfrühten. Das geschah namentlich durch die im Jahre 1713 eingeführten Blattern, welche allerdings auch viele Kolonisten, aber eine noch weit größere Zahl von Eingebornen dahinträfen, ja ganze Hottentottenstämme völlig vom Erdboden vertilgten. Sodann wurden sie gleich anfangs mit jenem langsam wirkenden Gifte befreundet, das noch heutigen Tages den Hauptfeind der farbigen Mißbevölkerung des Kaplandes ausmacht, mit dem Genuße geistiger Getränke. Bereits Jan van Niebeek fand es für zweckmäßig, Branntwein

und Rum als Tauschware einzubürgern, ja bei Gelegenheit ganze Gruppen von Eingebornen, um sie von der Aufrichtigkeit seiner Freundschafts-Versicherungen zu überzeugen, beranscht zu machen und sich dann mit seinen Genossen an der Wirkung zu weiden, welche der Trank auf die Unerfahrenen ausübte. Seitdem wurde diese „Tigermilch“, wie die Kaffern sie nicht unzutreffend nennen, der vielbegehrte Preis, für welchen der Eingeborne zu allem fähig, für welchen ihm alles feil war. Später pflanzte der namentlich von den Hugenotten beförderte Weinbau noch den feurigen Kapwein auf dem Schenkflische der Versuchung auf, für die Schwachen eine unwiderstehliche Lockung. — In dieser Weise vernichtete man bei den heidnischen Eingebornen, was sie zuvor an gesunder Naturkraft besaßen, und verführte sich an ihnen auf das Größlichste und Vielseitigste im schreiendsten Widerspruch zu jenen menschenfremdlichen Vorfäzen und christlichen Grundsäzen, die schwarz auf weiß im Archiv des Gouvernementsgebäudes ruhten. Ja, um die vorhandene Kluft zwischen Weißen und Farbigen zu einer völlig unüberbrückbaren zu machen, formten erstere sich eine Art von Lehre (Theorie) über die Eingebornen zurecht, laut welcher das begangne Unrecht geradezu in Recht und Pflicht verwandelt wurde. Und dabei gingen verschiedene Gouverneure mit schlechtem Beispiel voran. Sie bedienten sich in ihren öffentlichen Erlassen der verächtlichsten und geringschätzigsten Ausdrücke in Betreff der Unglücklichen, welche seit und durch die Einwanderung der Fremdlinge entschieden auf eine viel tiefere Stufe der Verkommenheit herabgedrückt worden waren. Kein Wunder, daß der Ansiedler dahin kam, die Buschmänner und die ihre Verdammnis zu teilen verurteilten Hottentotten alles Ernstes gar nicht mehr für Menschen, sondern nur noch für Thiere anzusehen! Kein

Wunder, daß die Boeren (sprich: Buhren!) — so nannte man die weißen Grundbesitzer, welche noch heute den Stamm der weißen Bevölkerung des Kaplandes ausmachen, — die Farbigen nur noch als schepsels, als Kreaturen bezeichneten, die nicht aus der Hand Gottes, sondern aus der des Teufels hervorgegangen wären, daß sie mit ihrem alttestamentlichen Christentum sich auf das Verhalten des in Palästina einziehenden Volkes Israel gegenüber den Kanaanitern bezogen, weil der Teil der Schrift, in dem sie die Frage hätten lesen können: Wisset Ihr nicht, weiß Geistes Kinder Ihr seid?, von ihnen nicht gelesen wurde, daß sie die Lehre von der unbedingten Gnadewahl auf die armen Gottentotten anwandten, die zur ewigen Verdammnis bestimmt wären und an denen sie nun schon das zeitliche Gericht Gottes zu vollstrecken hätten! Kein Wunder, daß Leute von solcher Gesinnung es fertig brachten, am Morgen und Abend ihre Gebete und am Sonntag eine Predigt aus ihrer Postille zu lesen, gleichwohl aber die in ihren Diensten stehenden Farbigen mit der größten Geringschätzung, mit der ausgesuchtesten Härte zu behandeln und einen planmäßigen Haß gegen die Mission und ihre Sendboten in ihren Herzen zu hegen — Zustände, die heute noch vorkommen. Das Gesagte schließt wiederum nicht aus, daß in einzelnen Ansiedlerfamilien ein anderer Geist herrschte und milde, verständige Freundlichkeit den Eingebornen gegenüber waltete. Aber an dem Gesamtbilde, an seinem weit überwiegend düstern und abschreckenden Ton ändert diese Thatsache nichts, ebensowenig der Umstand, daß dann und wann ausnahmsweise einzelne Gottentotten getauft wurden, zumal es noch recht zweifelhaft war, ob dieselben bei der Versunkenheit ihrer weißen Umgebung dadurch wirklich etwas gewannen.

So beschaffen war die Entwicklung, auf welche die Verhältnisse im Kapland bald nach dem Erscheinen der weißen Einwanderer sich zuspitzten. Sind wir bei ihrer Schilderung vielleicht auch an einzelnen Punkten über den Zeitabschnitt hinausgeeilt, bei welchem wir im Folgenden vorübergehend verweilen wollen, so schadet das nichts. Die Reime zu dem aufschießenden Dornengestrüpp hatten jedenfalls auf allen Punkten zu treiben begonnen.



## II. Der erste Missionar.

Die große Unterlassungssünde, deren die Direktoren der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft sich schuldig gemacht, wurde in ihrem ganzen Umfang durch das bloße Anstachen eines Mannes enthüllt, der im Jahre 1737 in Kapstadt eintraf, eines Missionars der Brüdergemeine, namens Georg Schmidt.\* Durch eine Schrift des auf der Durchreise von Indien her im Kapland besuchenden holländischen Missionars Ziegenbalg auf das äußere und innere Elend der Hottentotten aufmerksam gemacht, hatten sich nämlich zwei christliche Holländer im Jahre 1736 nach Herrnhut, von wo schon im Jahre 1732 die ersten Missionare ausgegangen waren, mit der Bitte gewandt, einen solchen nach dem Kaplande zu senden. Mit Freuden wurde sie bewilligt und jener oben erwähnte Georg Schmidt

---

\* Anmerkung. Da die Absicht vorliegt, in einiger Zeit eine Einzeldarstellung des Lebens und Wirkens dieses Mannes Gottes zu veröffentlichen, so beschränken wir uns hier darauf, wie im Bisherigen nur durch einige kurze Umrisse den Gang der Ereignisse anzudeuten.



berufen, ein damals erst 27jähriger junger Mann, der aber um seines evangelischen Glaubens willen bereits mehrere Jahre in einem österreichischen Gefängnis geschmachtet hatte. Acht Tage nach empfangener Berufung reiste er nach Holland zu längerem Aufenthalte ab, um sich mit der Sprache dieses Landes vertraut zu machen und mit Hilfe von Gönnern und Freunden bei der „Kammer der XVII“ die zur Ausführung seines Unternehmens unumgängliche Erlaubnis sich auszuwirken. Nachdem er sich vor einer Kommission von reformierten Geistlichen einer Prüfung bezüglich seines Glaubens und seiner Absichten mit Erfolg unterzogen, erhielt er von dem Direktorium der Handelsgesellschaft die gewünschte Erlaubnis, die Zusage freier Ueberfahrt (letztere wurde ihm später auch für die Rückreise bewilligt) und Empfehlungsbriefe an den zufällig gerade abgehenden Gouverneur der Kapkolonie wie an dessen Nachfolger. Am 17. März 1737 in den Kanal hinaussegelnd, traf Georg Schmidt den 9. Juli in Kapstadt ein. Er war für die Lösung der ihm gestellten Aufgabe sehr wohl geeignet. Zwar besaß der Bauernsohn nur ein bescheidenes Maaß von Bildung und Kenntnissen. Indes er war thatkräftig, unerschrocken und besonnen, von großer Ausdauer und unerschütterlichem Mute, des Heiles in Christo und seiner Seligkeit unerschütterlich gewiß, im Beten geübt, im Glauben stark, voll brennender Liebe zu seinem gekrenzigten Heilande wie zu allen seinen miterlösten Brüdern und Schwestern und in dieser Liebe ungewöhnlich befähigt, geistlich Schlafende und Tote zu wecken und zum Lichte hinzuführen. Letztere Gabe hatte er schon in der Heimat bewährt, während der Ueberfahrt auf dem Schiffe wandte er sie an, indem er einem mitreisenden Geistlichen das Gewissen rührte und das Mittel zur Erweckung von 4 an Bord befindlichen Soldaten wurde.

Bald nach seiner Ankunft in Kapstadt wurde er in den kleinen Kreis der auch dort vorhandenen Gläubigen und „Stillen im Lande“ eingeführt, ja ein gewisser Kapitän Rheinins, ein angesehener Beamter im Dienst der Handelsgesellschaft und Rathsherr, nahm den völlig unbemittelten und für seinen Unterhalt auf den Ertrag der Arbeit seiner Hände angewiesenen Mann in sein Haus auf, ihm liebevolle christliche Gastfreundschaft gewährend. Nachdem Schmidt alle auf sein Unternehmen bezüglichen Angelegenheiten in der Stadt geordnet hatte, reiste er am 4. Sept. 1737 mit einem gleichen Weges ziehenden Sergeanten und 2 Hottentotten namens Africo und Kybodo landeinwärts in östlicher Richtung von Kapstadt und traf am 13. in der Boetemelksvallei (Süßmilchsthale) an der Bondereind-Riviere (dem „Flusse ohne Ende“) ein. Dort war ein kleiner Militärposten stationiert. In der Nähe davon beschloß Schmidt sich niederzulassen, der Sergeant ließ ihm ein Zelt, bis er sich eine Hütte erbaut haben würde. Nicht weit von Africo's Hütte ward es aufgerichtet. Africo, der „recht hübsch holländisch konnte“, diente dem Missionar als Dolmetscher bei der religiösen Unterhaltung mit den Hottentotten, die vorwiegend am Abend stattfand, da der Fremdling in der ersten Zeit den Tag über mit der Anlegung von Wohnung und Garten beschäftigt war. Der Sergeant namens Kampen besuchte ihn auch gelegentlich und wurde durch sein Zeugnis für den lebendigen Glauben an Christum gewonnen. Langsam ging die Arbeit bei den Hottentotten. Die Erlernung ihrer Sprache bereitete Schmidt so große Schwierigkeit, daß er zwar nicht davon abstand, aber sobald er unter Dach und Fach gekommen war, um schneller zum Zweck und Ziel zu gelangen, den Schulunterricht in holländischer Sprache begann und seine Schüler holländisch lesen lehrte,



was in der holländischen Kolonie an sich auch für sie von entschiedenem Nutzen war. Ihr persönliches Vertrauen und ihre Abhängigkeit hatte Schmidt bald gewonnen; sie fühlten ihm das ab, was ihnen bisher noch kein Fremdling so unverhüllt entgegengetragen, aufrichtige, uneigennütige Liebe. Ihre Gegenliebe wurde bald auf die Probe gestellt. Im April 1738 beschloß der Missionar nämlich sein neues Heim zu verlassen und sich anderswo, mehr in der Wildnis, anzusiedeln. Er hatte sich davon überzeugt, daß der Einfluß der überwiegend gottlosen Soldaten auf der dicht dabei belegenen Militärstation seiner Arbeit an den Hottentotten in hohem Maße hinderlich wäre. So brach er auf und hatte nun die freundige Geungthnung, sich von 18 Hottentotten begleitet zu sehen, die nicht von ihm lassen wollten. Anderthalb bis zwei Meilen weiter westlich, am Eingang der sogenannten Baviaanskloof, auf dem Grund und Boden des heutigen Guadenthal, erbaute er sich abermals eine Hütte und legte einen Garten an, in welchem er unter anderm den später zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Birnbaum pflanzte. Am 23. April 1738 war er an seinem neuen Wohnplatz angelangt. Bald wieder häuslich eingerichtet, nahm er seine Thätigkeit von neuem auf. Er leitete die Hottentotten auch zu äüßrer Arbeit an und lehrte sie graben, pflanzen und banen; er unterrichtete alt und jung, denn auch Kinder wurden ihm nun zugeführt; er hielt an den Abenden und Sonntagen gottesdienstliche Zusammenkünfte, denen 35—50 Eingeborne beizuwohnen pflegten. Auf Einen von ihnen, Willem genannt, machte sein Zeugniß zuerst einen tieferen Eindruck. Aus freiem Antriebe verkündigte nun Willem in seiner Muttersprache seinen Landsleuten, wie er fühle, daß die Botschaft vom Heiland trostvolle Wahrheit sei; aus freiem Antrieb zog er sich mit

einigen, meist vor Beginn der Gottesdienste, in einen stillen Winkel zurück und betete mit ihnen. Als eine Art Dolmetscher that er Schmidt gute Dienste; denn letzterer lernte zwar allmählig etwas hottentottisch, kam aber im Laufe seiner allerdings nicht lang bemessenen Wirksamkeit nie so weit, daß er das Evangelium in hottentottischer Sprache hätte verkündigen können, sondern die religiösen Thatfachen, Vorstellungen und Begriffe, die er seinen neuen Fremden mitzuteilen hatte, trugen holländisches Gewand, was unstreitig ein gewisser Mangel war. Im Ganzen ging das Werk sehr langsam vorwärts. Die Sprachenschwache mochte das Ihrige dazu beitragen; außerdem zeigten aber die Pflegebefohlenen des Missionars ein sehr unstättes, veränderliches Wesen. Wohl kam öfters eine Rührung, eine Ergriffenheit über sie, es fehlte jedoch an Ausdauer und Nachhalt, an Kraft und Entschiedenheit. Mehrere von ihnen waren auch schon tief in die Bande der Trunksucht verstrickt. Endlich hatten sie sich noch nicht an ein seßhaftes Leben gewöhnt, sondern entfernten sich öfters mit ihren Heerden, um andre Weideplätze aufzusuchen, wo sie mit heidnischen Landsleuten zusammentrafen, das Gelernte vergaßen oder übertäubten und wieder in den Strudel heidnischen Wesens hineingezogen wurden. So war sehr viel Geduld von nöten. Schmidt besaß sie und wußte sie mit dem ebenfalls unentbehrlichen Ernst und Nachdruck zu vereinen. Zimmerhin aber bezugte nach einiger Zeit die Lebensweise, die Gesittung im Auftreten und der äußern Erscheinung, wie die Worte und der Wandel seiner Pflegebefohlenen, daß mit ihnen eine durchgreifende und gewaltige Veränderung vor sich gegangen war. Gelegentliche Besucher, auch aus der etwa 15 deutsche Meilen entfernten Kapstadt, erstaunten höchlich über das, was sie in dieser Beziehung sahen, und legten in den Kreisen

ihrer Bekannten ein ehrenvolles Zeugnis für Schmidt und seine Thätigkeit ab. Auch an Andern durfte er gesegnete Früchte seiner Arbeit sehen. Der durch ihn zur Besinnung und zum Glauben gebrachte Sergeant Kampen entschlief am 15. Februar 1740 als ein begnadigtes und seliges Kind Gottes, ja der Nachfolger desselben, Sergeant Martinsen, wurde durch Schmidts Verkündigung ebenfalls für Christum gewonnen und konnte nach einiger Zeit nicht anders, als auch seinerseits an die Hottentotten Zeugnisse von der Versöhnung durch das Blut des Lammes ablegen, deren Kraft er an seinem eignen Herzen erfahren. Gelegentliche Besuche in Kapstadt, die Schmidt im Interesse seiner Arbeit und zur Beschaffung nötiger äußerer Bedürfnisse abstattete, — dort hatte er auch meist seine Briefe abzuholen und abzugeben — wurden ebensoviel Veranlassungen für ihn, im Kreise seiner dortigen christlichen Fremde sich selbst, aber auch sie im Glauben und in der Liebe zu stärken und ihnen zugleich Mittheilungen davon zu machen, wie das Werk Gottes in den Herzen seiner Hottentotten, namentlich aber in Willems, Africos und Kybodos, Fortschritte mache.

So gedieh die junge Pflanzung, und die Ansichten für die Zukunft gestalteten sich immer hoffnungsvoller. Da trat eine verhängnisvolle Wendung ein, die völlig unerwartete Wirkung eines eigentlich selbstverständlichen Ereignisses. Mehrere der Pflegebefohlenen Schmidts waren reif für die Taufe, aber er konnte sie nicht taufen, weil er nicht ordiniert war. Daß man ihn nicht schon vor seiner Abreise, noch in Europa, mit der Befugnis ausgerüstet hatte, die Sacramente zu verwalten, findet seine Erklärung in dem Umstand, daß die Brüdergemeine wie überhaupt die damalige evangelische Christenheit noch sehr geringe Erfahrungen darin gemacht hatte, welche Vorbereitungen und Anstättungen

für einen gedeihlichen Missionsbetrieb erforderlich wären, und daß man die Sendung Schmidts zunächst nur für einen Versuch ansah. Dem Mangel wurde nun aber dadurch abgeholfen, daß Schmidt eine noch vorhandne Ordinations-Urkunde, von Zinzendorf ausgestellt, erhielt, kraft welcher er für einen Diakon der evangelischen Brüdervorlesung erklärt und mit der Verwaltung der Sakramente wie anderer Verrichtungen des geistlichen Amtes betraut wurde. In ahnungsloser Freude empfing Schmidt am 17. März 1742 diese schriftlich vollzogene Weihe; am 31. März taufte er auf Grunde derselben Willem und nannte ihn Josua, am 2. April Africo und nannte ihn Christian; am 4. April empfing die später so bekannt gewordene Fytje (Sofie) die Taufe und den Namen Magdalene (Lena), am 12. April Rybodo (Cupido), welcher Jonas, und die Frau von Gerth, welche Christine genannt wurde. Die Kunde von diesen 5 Taufen nun, alle an Hottentotten vollzogen, durcheilte wie ein Lauffeuer die Kolonie und weckte bei Vielen einen auf den ersten Blick geradezu unbegreiflichen Sturm der Entrüstung. Woher kam das? Nun, ein Teil der Ansiedler, der überhaupt schon zu der ganzen Eröffnung der Missionsthätigkeit scheinbar gesehen, war empört darüber, daß nun gar die verachteten Schepsels der gleichen Christenwürde wie sie selber teilhaft werden sollten; waren bisher doch nur sehr wenige ind, wie es scheint, in den letzten Jahrzehnten gar keine Hottentotten getauft worden. Andre, die beiden holländischen Prediger an der Spitze, sahen in Schmidt einmal den unstudierten Laien, der sich nur dem theologisch gebildeten, geistlichen Stande zukommende Amtsverrichtungen angemessen habe, dann aber den Vertreter der Brüdergemeine, die sich im allgemeinen dem lutherischen, augsbürgischen Bekenntnis angeschlossen habe und nun innerhalb eines Gebietes,

welches der ausschließlichen Herrschaft der holländisch reformierten Kirche vorbehalten sei, die Sakramente nach lutherischer Lehrauffassung ausspende. Eine besonders scharfe Zuspitzung erfuhr diese Anschauung noch dadurch, daß im Jahre 1738 von einer Anzahl reformierter Geistlichen in Amsterdam ein Hirtenbrief durch den Druck veröffentlicht worden war, in welchem eine Reihe ganz ungerechtfertigter Beschuldigungen gegen Zinzendorf und die Brüdergemeine gerichtet und vor den Mitgliedern der letzteren aufs dringendste gewarnt wurde, weil die Brüdergemeine ketzerischen Lehren und einer verwerflichen Kirchenverfassung huldige. In Holland hatte dieses Schreiben nur für kürzere Zeit Staub aufgewiegelt, da nicht bloß Zinzendorf, sondern verschiedene angesehenere reformierte Prediger es widerlegt hatten und warm für die Brüdergemeine eingetreten waren. In die holländischen Kolonien drang jedoch nur die Stimme des Angriffes, nicht die der Verteidigung, auch im Kaplande war jener Hirtenbrief, aber nicht seine gedruckten Erwidernngen stark verbreitet und gegen Schmidt und seine Thätigkeit, schon ehe jene Tausen stattfanden, in der unliebsamsten Weise verwertet worden, was ihn aber nicht angefochten hatte. Auch jetzt schreckte ihn der Sturm der Entrüstung keinen Augenblick; auf alles gefaßt, erhob er glaubensfreundiger als je das Haupt; fand er doch auch bei seinen christlichen Freunden wie bei einem großen Teil der hugenottischen Ansiedler volle Zustimmung und heilige Mitfreude darüber, daß nun auch arme Hottentotten der Kirche Christi einverleibt worden seien. Einer Vorladung zufolge mußte er sich indeß am 4. September selbigen Jahres in Kapstadt zur Verantwortung vor dem Räte einstellen, einer einflußreichen Körperschaft, die aus dem Gouverneur wie einem Kollegium von geistlichen und

weltlichen Beisitzern bestand. Er giug im Gebet, aber ohne Zagen. Er hatte seine Ordinationsurkunde, er hatte den Vorgang der Jünger, die auch ungelehrte Leute und Laien gewesen, er hatte die Erlaubnis der Kammer der XVII zu missionieren; wie er aber den Beruf eines Missionars aufsaßte, so sollte ein solcher laut des Befehles seines himmlischen Herrn nicht bloß lehren, sondern auch taufen. Er konnte endlich auf die Thatsache hinweisen, daß diejenigen, denen es eigentlich zugekommen wäre, sich der armen Hottentotten anzunehmen, nicht Hand noch Fuß für sie gerührt hätten, und daß es darum unchristliche Unduldsamkeit sein dürfte, wenn man um konfessioneller Fragen willen, für deren Begriffsfeinheiten diese Heiden überhaupt gar kein Verständnis hätten, ihnen das Heil vorenthalten wollte. Gleichwohl wurde ihm eröffnet, daß man seine schriftliche Ordination nicht anerkennen könne und der Brüdergemeinde überhaupt das Recht abspräche, kirchliche Ordinationen für Südafrika zu erteilen. Die Prediger würden an ihre geistliche Oberbehörde in Amsterdam schreiben und deren Entscheidung anrufen. Bis diese eingetroffen, solle Schmidt sich aber aller Amtshandlungen enthalten und nur fortfahren, die Hottentotten so eifrig wie bisher zu unterrichten. Mit diesem Bescheide wurde er entlassen. Am 23. Oktober erhielten dann 2 der Getauften Befehl, nach der Kapstadt sich zu verfügen und sich dort prüfen zu lassen. Durch den Freimut und Glaubensmut Schmidt's verblüßt, wollte man ihm auch noch anders beikommen, man wollte nachweisen, daß er das Kleinod der Taufe an Unwürdige geworfen, um dadurch die kirchliche Oberbehörde in Amsterdam zu einem für Schmidt um so ungünstigeren Entscheide veranlassen zu können. Josua (Willem) und Christian (Africo) trafen am 20. November in der Stadt ein. Einer der



beiden Prediger examinierte sie zuerst über ihren Glauben, sie blieben keine Antwort schuldig. Dann ließ er sie aus dem holländischen Neuen Testamente lesen, sie lasen Johannis 3 fließend vor. Die Geistlichen konnten sie bloß mit dem Bescheid entlassen, sie möchten nur ja bei dem bleiben, was ihnen von ihrem Meister gelehrt worden wäre. Froh und glücklich kehrten sie zurück, wurden aber am 3. Januar 1743 wieder vorgefordert, wenn auch mit dem gleichen Erfolg. Trotzdem wurden in dieser Zeit von Böswilligen die gemeinsten Lügen über den Lebenswandel des Missionars verbreitet und auch der Versuch gemacht, seine Pflegebefohlenen an ihm irre, von ihm abwendig zu machen. Schmidt stand gleichwohl fest, litt jedoch sehr unter diesen Verhältnissen. Ueber das, was er nun aber zu thun und zu lassen für das Richtige ansah, mußte er sich erst mit der heimatlichen Gemeinde verständigen, was jedoch bei der großen Entfernung und der Unentwickeltheit des damaligen Verkehrs viel Zeit wegnahm. Seine eigne Meinung ging dahin, daß er, da der letzte Entscheid doch in Holland fallen mußte, sich dahin begeben, dort sich persönlich verantworten und sich Erlaubnis nicht bloß zur Rückkehr ins Kapland, sondern zur vollen uneingeschränkten Ausübung des Berufes eines Missionars auswirken wollte. Die Zeit, bis Antwort aus der Heimat eintraf, ließ er indeß nicht in Unthätigkeit verstreichen, sondern arbeitete unverdrossen weiter und nahm sich noch besonders der Getauften an. Im Uebrigen richtete er sich ganz nach der ihm gewordenen Anweisung und nahm keine weiteren Tausen vor. Am 25. August 1743 erhielt er aus dem Vaterlande den Bescheid, daß man mit seiner Auffassung der Lage wie seiner Rückkehr einverstanden sei. So theilte er Tags darauf dem Gouverneur mit, daß er im nächsten Frühjahr mit dem ersten fälligen Schiffe abzureisen

gedenke. Nachdem er am 6. Oktober seine Hütte an Christian (Africo) übergeben, zog er zu Sergeant Martinssen auf die Militärstation, um sich dort noch der Soldaten anzunehmen, deren eine ganze Anzahl durch ihn erweckt worden war. Den 30. Oktober besuchte er aber noch einmal seine lieben Hottentotten, hielt eine Abschiedsrede an sie und empfahl in einem inbrünstigen Gebet sie und das in ihren Herzen begonnene Werk dem Schirme des Herrn. Der Abschied war sehr bewegt, die meisten weinten bitterlich. Die Zahl derer, die bis zum Schluß in seiner Pflege gestanden, belief sich auf 47 Personen. Außerdem war er das Werkzeug gewesen, um 39 Europäern, hauptsächlich Soldaten, aber auch einigen Bauern und Frauen zum ersten Mal das volle Evangelium nahe zu bringen und sie zum Glauben daran zu bewegen, des Segens zu geschweigen, der von ihm im Kreise seiner christlichen Freunde ausgegangen war. Ihrer sich anzunehmen hatte er übrigens noch gute Gelegenheit, denn ob schon er bereits am 30. November die Militärstation verlassen und sich nach Kapstadt begeben hatte, mußte er doch dort noch bis Anfang März des nächsten Jahres warten, unermüdet thätig in kleinen Kreisen, der Bote, der noch in mancher angesehenen Familie einzelne Mitglieder aus dem geistlichen Schlafe klopfte, von seinen Gesinnungsgenossen täglich mehr geschätzt, täglich schmerzlicher vermißt im Blick auf den nahe bevorstehenden Abschied. Der Gouverneur, dem er noch seine geistlichen Kinder in der Baviaanskloof empfahl, versprach, daß sie von dort nicht vertrieben, sondern in ihrem Besitzstand geschützt werden sollten, und bezeugte in einem Schreiben, welches Schmidt sich für Holland zur Bescheinigung seiner vorwurfsfreien Aufführung ausgebeten, „daß dieser, ein einfacher Landmann, für die Wohlfahrt der armen Hotten-



totten doch mehr geleistet habe, als je irgend ein Bewohner der Kolonie". Kapitän Rhenins und noch einige andre angesehene Männer gaben ihm Empfehlungsschreiben nach Holland mit, die ihm den Weg zur Rückkehr ebnen sollten. Am 4. März 1744 ging er an Bord eines der 8 Schiffe, die, von Ostindien eingetroffen, gemeinschaftlich die Reise nach Europa machen sollten; am 5. stach man in See, um am 22. Juni in Amsterdam einzutreffen.

Wenn Schmidt aber gehofft hatte, hier zu Zweck und Ziel zu kommen, so war er einer großen Täuschung erlegen. Alle Eingaben, alle Verwendung von hochgestellten christlichen Gönnern und Fremden prallte machtlos ab an dem Nein und wieder Nein der in ihren Kolonien souveränen Direktoren der holländisch ostindischen Kompagnie. Schmidt konnte fürder nur noch für seine Hottentotten und den Wiederanfang der Mission unter ihnen beten. Er that es trenlich bis zum Jahre 1785, in welchem er, ein 76 jähriger Greis, heimzugehen von seinem Herrn die Erlaubnis erhielt. Es schienen nicht bloß kirchlich konfessionelle Gesichtspunkte gewesen zu sein, welche die Kammer der XVII Schmidt die Rückkehr verweigern ließen, sondern ebensoviele Rücksichten auf die Stimmung der Ansiedler; die Heidenmission dächte den Herren unverträglich zu sein mit ihren handelspolitischen Interessen, ein so entschiednes Christentum wie das Schmidt's unbequem für den unsittlichen Schlectrian in der Kolonie, den gemächlich weiterwuchern zu lassen diesen Geschäftsmännern am wenigsten Sorge bereitete.

So konnten sich die in Abschnitt I geschilderten Zustände beinahe 50 Jahre lang ungestört weiter entwickeln zur unerträglichen Steigerung des Unheils für die Eingebornen, aber auch zu einer unheimlichen Höhe der Verschuldung seitens der weißen Ansiedler, die sich Christen

nannten. Und lange und bange wartete die kleine Gemeinde der Verwaisten an der Baviaanskloof auf die Rückkehr des geliebten Lehrers, aber sie wartete vergeblich und stellte endlich enttäuscht das Warten ein.



### III. Ein Umschwung.

Von größerer Bedeutung für das Werk der Heidenmission als das, was Schmidt während seiner verhältnismäßig kurzen Wirksamkeit als Missionar ausgerichtet, war das geistige Erbe, das er hinterließ, der Gedanke der Christianisierung Südafrikas und zwar vom Kaplande aus. Es war bloß eine Frage der Zeit, daß das von ihm nur eben begonnene Werk wieder aufgenommen, fortgesetzt und erweitert werden mußte; hatte er selbst doch schon sehnsüchtige Blicke auf das Kafferland gerichtet. Darin waren die gläubigen Christen im Kapland wie in den missionsfremdblichen Kreisen Europas einig. Die Zeit ruht aber in Gottes allweisen Händen. Der Eintritt seiner Stunde verzieht oft wunderbar lang; ist sie aber erschienen, dann eilt er und weiß gleichzeitig auf den verschiedensten Punkten Personen und Verhältnisse auf ebenso wunderbare Weise den Zwecken seines Reiches dienstbar zu machen.

Das Verziehen seiner Stunde empfanden zunächst besonders schmerzlich die Gläubigen im Kaplande, die mit tiefer Betrübnis den Abbruch des Werkes in der Baviaanskloof verfolgt hatten. Unter dem an Kraft leise immermehr abnehmenden Krämerregiment der holländisch ostindischen Kompagnie wurden die Zustände immer trauriger

und unwürdiger. Die weiterab von den wenigen Städten und Dörfern wohnenden Ansiedler, namentlich die an den sich immer weiter landeinwärts vorschiebenden Grenzen, verwilderten zusehends, da sie in kirchlicher Beziehung ganz verwahrlost waren. Sie pflegten erst, wenn sie 4, 5 Kinder beisammen hatten, mit diesen eine Reise zu dem nächsten mit einer Kirche versorgten Platz zu machen, um dieselben dort in Bausch und Bogen taufen zu lassen; mit einem oder zweien zu kommen, lohnte sich nach ihrer Meinung nicht. Trunksucht, Fleischesünden, Gottlosigkeit, granjame Härte war bei den meisten dieser Leute zu Hause. Dazu trugen auch nicht wenig die beständigen kleineren Fehden und 7 größere Vernichtungskriege gegen die Buschmänner bei, welche auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt wurden, zumal die Kolonialregierung, zu schwach, um den angegriffenen oder angegriffenen Boeren zu helfen, dieselben auf die Selbsthilfe verwiesen hatte. In dem der Kapstadt näherliegenden, friedlichen Gebiet fuhr die Regierung fort, die Hottentotten aus ihren Fluren zu verdrängen, um letztere an Ansiedler zu verpachten oder zu verkaufen. Auf den wenigen Kanzeln der Kolonie standen fort und fort die unduldsamsten Vertreter jener kalten, lieb- und leblosen Wissensreligion. Als im Jahre 1750 der holländisch reformierte Prediger van der Veen, ein gläubiger Mann, auf der Reise nach Batavia begriffen, jedoch durch Krankheit genötigt, mit seiner Familie in Kapstadt blieb und dann genesen auf passende Schiffsgelegenheit wartete, aber nun die Mußzeit benutzte, um zu predigen und Seelsorge zu üben, ward bei den Ungläubigen, wie bei seinen geistlich toten Amtsbrüdern die Erbitterung über seine evangelisch gläubigen Predigten so groß, daß ihm erst alle Kanzeln verschlossen und darauf befohlen wurde, sofort das Land zu

verlassen, ja daß man ihn durch Soldaten mit Gewalt an Bord eines kleinen, für Passagierbeförderung gar nicht eingerichteten Seglers bringen ließ, der nach Batavia fuhr. In einem Schreiben an die kirchliche Oberbehörde in Amsterdam rechtfertigten die geistlichen Herren ihr rohes, unbrüderliches, ja gesetzwidriges Verfahren damit, daß „van der Been nicht gesund in der Lehre“ gewesen sei. Diesen Leuten galt eben Jeder, der der reinen Lehre wirklich Gehorsam leistete, für einen Irrlehrer, reine Lehre und geistliche Leere war ihnen gleichbedeutend. Gegen Konventikel, gegen Privat-Erbanung in kleinen Kreisen eiferte man und erließ obrigkeitliche Verbote. Fast am unbegreiflichsten war aber der Mangel jeden Gefühles von Verantwortlichkeit für die sittlich religiöse Verwahrlosung der Sklaven. Hauptsächlich in Kapstadt unmittelbar vor den Augen der Gouverneure und Geistlichen hielt man sie, und diese Herren besaßen den damaligen Zeitverhältnissen entsprechend selber welche; ihre Zahl in dieser Stadt soll sich zwischen 1780—90 auf 11,000 Köpfe belaufen haben. Es wurden meist nur Neger und Malayen, aber keine Negerinnen und Malayinnen eingeführt. So verband man erstere mit Hottentottinnen, — der hauptsächlichste Grund davon, daß man heut zu Tage in der Kapkolonie gar keine Hottentotten mehr von reinem Blut, sondern nur eine bunte Mischbevölkerung von Farbigen antrifft. Da nun aber laut einer Gesetzesbestimmung keine Hottentotten zu Sklaven gemacht werden durften (man verwandelte sie freilich in Leibeigne, die so gut wie Sklaven waren), so galten auch alle Kinder aus solchen Mischehen, wenn nur der eine Gatte sich hottentottischer Abkunft erfreute, als Freigeborne. Um die Herren der Sklaven jedoch für die Aufkosten der Ernährung und Erziehung dieser Kinder schadlos zu halten, wurde im Jahre 1775 die Verfügung

erlassen, daß dieselben bis zu ihrem vollendeten 25. Lebensjahre den Herren zu unentgeltlicher Dienstleistung verpflichtet sein sollten, in deren Hause oder auf deren Grund und Boden sie bis zu einem Alter von 1 1/2 Jahren aufgezogen worden waren, eine Bestimmung, die später, etwa um das Jahr 1790, wieder aufgehoben wurde, aber gleichwohl die 1793 wieder begonnene Mission in allerhand Schwierigkeiten verwickelte, da die Bauern draußen auf dem Lande diese Wiederaufhebung nicht anerkennen wollten. Für das, wofür sie schadlos gehalten werden sollten, für die Erziehung dieses aufwachsenden Geschlechtes, sorgten die Herren meist gar nicht oder nur schlecht. Bloß die Minderzahl dieser Kinder wurde in die Schule geschickt und auch dann nur für eine ganz kurze, unzureichende Zeit. Sie gar in die Lehren des Christentums einzuführen, oder sie wenigstens an den Hausandachten teilnehmen zu lassen, daran dachten nur verschwindend wenige Herrschaften. Von den öffentlichen Gottesdiensten, welche die Weißen besuchten, waren sie, schon um ihrer Ausdünstung willen, völlig ausgeschlossen. Es wird von einer Kirche berichtet, an deren Thür zu lesen gewesen, Hund und Schwarze, (die gewöhnliche Bezeichnung für alle Farbigen) sei der Eintritt verboten! Jedenfalls frischte man bei Gelegenheit der Veröffentlichung jenes Erlasses vom Jahre 1775 die Verfügung eines früheren Gouverneurs wieder auf, der zufolge jeder Sklave, angetroffen beim Ausgang einer Kirche, wenn die Kirchgänger das Gotteshaus verließen, hart gepeinigt werden sollte. Die gleiche Strafe erwartete ihn, wenn er bei einem Begräbnis sich auf dem Kirchhof blicken ließ. Damit war den Farbigen selbst das Recht verwehrt, welches sich der Zöllner im Gleichnis nahm, von ferne zu stehen, von außen nur etwas von der Verkündigung des Wortes Gottes aufzufuappen. So blühte

heidnische Unwissenheit und heidnische Lasterhaftigkeit mitten in einem dem Namen nach christlichen Gemeinwesen unangefochten, und eine immer größere Zahl von Farbigen vertauschte das verschoffene Gewand altväterischen Aberglaubens mit dem glänzenderen, aber weit unzugänglicheren Panzer des Muhamedanismus; Neger und hottentottische Mischlinge sammelten sich mit den Malayen an bestimmter Stelle am Eingang von Kapstadt, da ihnen damals die Errichtung ihrer Moschee noch nicht gestattet war, und nahmen dort an den Gottesdiensten zu Ehren des falschen Propheten, wie an dem Sündenleben teil, das dessen Anhänger führten und noch heute in Kapstadt führen. So wuchs die Menge der „Slamschen“ (Verstümmelung von „Islamschen“, d. h. Anhängern des Islam), wie man im Kaplande sich ausdrückt, in einem bedenklichen, ja geradezu empörenden Grade. Auch diese offenkundige Thatsache beschämte indessen die Christen nicht, war nicht im Stande, sie aufzurütteln.

Die Stunde des Herrn verzog.

Judes als sie herannahte, vereinigten sich verschiedne Umstände, um dem Wiederaufang der Mission zum mindesten mittelbar die Wege zu bahnen. Dahin rechnen wir zuerst den Fortschritt, daß es der lutherischen Gemeinde in Kapstadt endlich glückte, kirchliche Selbstständigkeit zu erlangen. Die Stadt war von sehr vielen, nach einer Angabe zu dreiviertel von Lutheranern bewohnt, darunter vorwiegend von Deutschen, aber die Aufstellung lutherischer Geistlicher und Schullehrer war nicht gestattet. Unter verschiednen Vorwänden wurden alle Gesuche um Aufhebung dieser unduldsamen Gesetzesbestimmung abgelehnt; zuletzt schützte man vor, es fehle den Lutheranern an den nötigen Geldmitteln zum Unterhalt eines eignen Predigers. Sie sammelten das Erforderliche, bauten ein eignes Pfarrhaus,



erwarben den Grund zum eignen Friedhof, erhielten ein Lokal für den Gottesdienst und drängten so lange, bis man ihnen nachgeben mußte. Im November 1780 traf endlich der erkämpfte lutherische Prediger, der aber laut Gesetz Holländer sein mußte, mit seiner Familie in Kapstadt ein. Damit war aber in das Bollwerk kirchlicher Unduldsamkeit Bresche gesetzt und die Alleinherrschaft der holländisch reformierten Kirche gebrochen, welche bei der Haltung und Gewinnung ihrer bisherigen Vertreter eine bedrückende Zwingherrschafft gewesen war. Damit war ein Berufungsfall geschaffen, angesichts dessen man auch andern kirchlichen Gemeinschaften und ihren Missionsbestrebungen wohl oder übel den Eintritt bewilligen mußte. — Wichtiger aber war noch, daß zur rechten Stunde überhaupt ein lebendiger gläubiger, evangelischer Prediger, welcher Konfession er auch angehören mochte, in das geistlich verwahrloste Land kam. Ein solcher zog ein den 20. Oktober 1786 in der Person des reformierten Predigers van Lier, eines erst 22-jährigen, aber theologisch gut ausgebildeten und innerlich frühgereiften Mannes, dessen kurzbejessene Wirkungszeit eine vom Segen des Herrn in außerordentlichem Maße begleitete wurde. Der Eindruck, den er freilich sehr bald von seiner Gemeinde bekam, war ein erschreckender. Er ließ sich dadurch jedoch nicht entmutigen, sondern nur zu verdoppeltem Eifer aufwecken. Eine ganz neue, in der Kolonie beinahe unbekante Geistesströmung kam mit ihm ins Land. Seine Predigten, von der Wärme eigener Herzenserfahrung durchhaucht, wurden von der kleinen, so lange hirtlosen Herde der Gläubigen als ein unschätzbares Labfal entgegengenommen, aber auch eine große Zahl von selbstgerechten, geistlich toten Menschen wurde durch sein Zeugnis erweckt und zum Glauben gebracht, unter Andern eine gewisse Frau Smith,

geb. Combrink, eine Witwe, welche später eine reich gesegnete Liebesthätigkeit entfaltete. Van Dier übte auch unermüdtlich Privatseelsorge aus, nahm sich der Jugend an und ließ nach Holland hin kräftig seine Stimme ertönen, damit den klaffenden Mangel an Predigern, namentlich für die Laubbevölkerung, endlich ein Ende gemacht werde. Was die geistliche Thätigkeit dieses Mannes indeß auch von Anfang an auszeichnete, war die ächt evangelische Weitzherzigkeit seiner Gesinnung; er kannte nur eine allgemeyn-gültige Gnade Gottes in Christo, die dem Boer wie dem Schepsel in gleicher Weise offen stand. Es war etwas ganz Unerhörtes in diesem Laude, aber sein Herz schlug von Anfang an warm auch für die Farbigen. In dieser Gesinnung wurde er und die ihm Gleichgesinnten nur bestärkt durch den Besuch des Bischofs der Brüdergemeine, Joh. Friedr. Reichel, der sich im Jahre 1787 auf der Rückkehr von einer autilichen Reise nach dem Missionsfelde in Trankebar einige Zeit in Kapstadt aufhielt und als Verkündiger des Evangeliums wie als Verfechter der Heidenmission in dem Kreise der Gläubigen einen tiefen, nachhaltigen Eindruck hinterließ. Da wurden auch christliche Gemeinschaftsfäden aufgesponnen, welche später dem wiederaufgenommenen Missionswerke zu Gute kamen. Und van Dier beschränkte sich nicht bloß darauf, Zeugnis für die himmlische Berufung auch der Heiden abzulegen, sondern er wußte auch das sich stets mehrende Häuflein der Gläubigen zur That anzuspornen. Neben der Einführung von Zusammenkünften zu gemeinsamer Erbauung der Weißen begann man nun der Farbigen sich in planmäßig geordneter Weise anzunehmen und sie mit dem Evangelium bekannt zu machen. Etwa 60 Personen widmeten sich diesem Zwecke. Jene Fran Smith eröffnete die erste Sonntagschule für Sklaven.



Ja selbst auf das Land hinans tönte der Beckruf, und einzelnen Kolonisten fiel es nun wie Schuppen von den Augen, so daß sie die Unterlassungssünden erkannten, die sie den Farbigen gegenüber begangen, und ein Neues zu pflügen anfingen. Mochte die Zahl der Helden der Wahrheit vorerst auch nur klein sein, da sie nun frohen Mutes und guter Zuversicht geworden, mußte der Sieg ihnen zufallen, wie manchen harten Strauß es vorher auch noch anzufechten galt. Sogar für Reserve, für einen Mann sorgte der Herr, der des frühzeitig abgerufenen van Lier Mantel aufnehmen sollte. Fünf Vierteljahre später als die Missionare der Brüdergemeine, von denen wir bald zu sprechen haben, am 8. März 1794 stieg Michael Vos in Kapstadt an Land, um Prediger in Tulbagh oder Robesand, wie der Ort damals hieß, zu werden. Er hatte in den Augen der Einwohner noch den Vorzug vor van Lier, eingebornen Kapländer zu sein. Erst gezwungen, ein Handwerk zu lernen, setzte der 1759 Geborne und als Jüngling Erweckte, trotz des Widerstandes der Vormundschaftsbehörde und des Gouverneurs es durch, daß man ihn 1780 aus dem Lande und nach Holland reisen ließ, wo er in Utrecht fleißig Theologie studierte. Wohl weigerten sich die Direktoren der holländisch ostindischen Kompanie beharrlich, ihn für sein Heimatland als Prediger anzunehmen. Doch ein holländischer Staatsminister half dem Bedrängten, der nun wiederkehrte, jene Stelle erhielt und gleich in seiner Antrittspredigt den Kolonisten freimütig erklärte, er sei auch gesandt, ihren Dienern und Sklaven das Evangelium zu verkündigen, weshalb sie jeden Sonntag und Mittwoch Abend ihre Sklaven wie die in ihrem Dienste befindlichen Hottentotten ihm zur Unterweisung aus Gottes Wort zusenden möchten. Er verfaßte eine Anweisung für die Kolonisten, nach der sie ihre

Skaven und andre Heiden zur Kenntniß der Wahrheit bringen sollten. Da laut Gesetz am Kap überhaupt nichts gedruckt werden durfte (!), so wurde dieser Leitfaden handschriftlich vervielfältigt und im Lande verbreitet. Jene „Mutter“ Smith, wie sie von den Farbigen genannt wurde, ließ in Rodesand ein ansehnliches Haus aufführen, das eine bescheidne Wohnung für sie selber, vor allem aber ein geräumiges Lokal für Gottesdienste zu Mug und Frommen der Farbigen enthielt. Hier predigte Vos alle 14 Tage vor etwa 150 — 180 Heiden, während Frau Smith sich der einzelnen Skaven und Hottentotten annahm. Das alles waren Vorbereitungen im Kaplande, die jener Herr, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, eintreten ließ, als seine Stunde geschlagen hatte.

Wenden wir uns nun zu den Kreisen der Brüdergemeine und ihrer Freunde in Europa!

Auch sie mußten zuerst erfahren, daß die Stunde des Herrn verzog. Nicht bloß Schmidts Versuche, wieder zu seinen geliebten Hottentotten zu kommen, waren erfolglos. Der Candidat der Theologie S. W. Weiß, welcher 5<sup>1.º</sup> Jahr an einer reformierten Universität studiert und bereits als Vikar bei reformierten Geistlichen amtiert, aber unter Beibehaltung seines reformierten Bekenntnisses sich der Brüdergemeine angeschlossen hatte, wandte sich mit Zinzendorfs Zustimmung an die Kammer der XVII und beehrte für seine Person und für einige Gehülfsen, im Blick auf welche er aber mit seinem Kopfe dafür hasten wollte, daß sie nichts unternehmen würden, was gegen die Lehre der reformierten Kirche streite, — die Erlaubniß, Schmidts Arbeit fortzusetzen, erhielt sie aber nicht. Mit Zinzendorfs Wissen, aber auf eigene Faust begab sich 1748 Johann Martin Schwäbler, der schon früher am Kap 5 Jahre lang

in Diensten der holländisch ostindischen Kompagnie gestanden hatte und der Brüdergemeine beigetreten war, nach dem Kaplande, um dort, wie er in seiner Eingabe an die Direktoren sagte, wieder eine Beamtenstellung anzunehmen, in oder neben dieser jedoch, was er den Herren verschwieg, für die Hottentotten zu wirken. Von irgend welcher Thätigkeit, die er ausübt, vernimmt man indeß nichts, sondern Christian Wynstranch, einer der im Kapland lebenden, durch Schmidt erweckten Weißen, meldet 1756, daß Schwäbler sich verheiratet habe, aber bei Gelegenheit einer großen Epidemie gestorben sei. Wynstranch selbst hatte damals Lust, nach Baviaanskloof zu gehen und dort zu arbeiten, gab seinen Voratz aber wieder auf, ebenso wie ein gewisser Thiesemann, der 1780 vorübergehend von ähnlichen Gedanken bewegt war. — Was das verwaiste Gemeinlein Schmidts selber betrifft, so erfuhr man 1746 von einem Offizier, daß die Mitglieder desselben noch zusammenhielten und sich sehr darnach sehnten, daß Schmidt wiederkehren möchte; Schwäbler meldet nach seiner Ankunft daselbe. Im Jahre 1758 berichtet Wynstranch, daß Christian (Africo) und Josua (Willem) noch bis 1755 oder 56 in Baviaanskloof gelebt hätten, dann aber gestorben wären; nun läge der ganze Platz wüste und verlassen. Nachtigal erwähnt dann noch auf S. 68 seiner im Vorwort angeführten Schrift, Kapstadt berührende, also von Trankebar kommende oder dahin reisende, Missionare der Brüdergemeine hätten sogar einmal 1760 oder 1780 die alte Lena gesprochen, eine Notiz, die uns indeß nicht ganz wahrscheinlich klingt, weil sie von keiner der brüderischen Quellen, die das kleinste Lebenszeichen der Pflegebefohlenen Schmidts mit ängstlicher Treue bewahren, bestätigt wird. Nur so viel ist gewiß, daß 1760 nach Trankebar reisenden Brüdern von christlichen

Bewohnern der Kapstadt versichert wurde, Schmidts Andenken als eines Freundes ihres Volkes lebe ganz allgemein im Gedächtnis der Hottentotten fort und immer noch weilten ein paar der von ihm Getauften unter den Lebenden.

Wie begierig man aber auch in den Kreisen der Brüdergemeine solche Nachrichten aufzog, wie zäh und unentwegt man dort an dem Plan einer Wiederaufnahme des Werkes festhielt, so kam doch alles darauf an, daß in Holland eine der Brüdergemeine günstige Stimmung die Oberhand gewann, eine Stimmung, die entweder die Mitglieder der Kammer der XVII selbst ergriff, oder aber als ein von außen kommender Druck der öffentlichen Meinung sie nötigte, wider ihren Willen dem Missionswerk neuen Zutritt in ihrem Gebiete zu gestatten. Der Natur der Sache nach vollziehen sich indeß solche Stimmungswechsel, vollends in damaliger Zeit, nur allmählig; so auch im vorliegenden Fall. Zimmerhin trat allmählig doch ein derartiger Umschwung ein. Verschiedne Umstände bewirkten ihn. Die Kunde von der gesegneten Missionsarbeit der Brüder auf andern Gebieten, nicht am wenigsten in dem holländischen Suriname unter den dortigen Indianern, die persönliche Verührung, in welche gläubige holländische Geistliche und Personen von hohem weltlichem Rang mit durchreisenden Mitgliedern der Brüdergemeine, wie mit den Bewohnern des bei Utrecht liegenden Zeyst traten, die nähere Bekanntschaft mit den Schriften Zinzendorfs und seiner Mitarbeiter, vor allem mit Spangenberg's 1778 erschienener *Idea fidei Fratrum*, — fielen hierbei als entscheidende Gewichte in die Waagschale. Zudem hatte der in Zeyst wohnhafte Baron Erich von Rantgau, Mitglied und Archivar der Brüdergemeine, es sich geradezu zur Aufgabe gemacht, mit den Gläubigen des Landes überall Gemeinschaft zu

pflegen und sie mit dem Wesen, den Einrichtungen und Aufgaben der Brüdergemeine bekannt zu machen. So kam es, daß man in den christlichen Kreisen Hollands einen durchaus empfänglichen Boden fand, als die Verwirklichung des lang gehegten Planes seitens der Brüdergemeine ernstlich ins Auge gefaßt wurde, wozu auch die Berichte Bischof Joh. Fried. Reichels ermunterten, der, nach 2jähriger Abwesenheit 1787 zurückgekehrt, von dem in Kapstadt neu erwachten christlichen Leben und von dem lebhaften Wunsche des van Ner'schen Kreises erzählen konnte, man möge doch recht bald das Werk Schmidts wiederaufnehmen. Im Jahre 1789 trat eine nicht am wenigsten für das Missionswerk der Brüdergemeine folgenreiche, allgemeine Synode der Brüder-Unität in Herrnhut zusammen. Mit Freuden konnte man dem Herrn der Ernte dafür danken, daß 16,881 getaufte Heiden, von 150 Brüdern und Schwestern bedient, sich in Pflege der Brüdermission befanden.\* Die Schulen,

---

\* Anmerkung. Diese Zahlen, der Weiterbetrieb der 1732 in St. Thomas, 1733 in Grönland, 1734 unter den Indianern Nordamerikas, 1735 in Suriname, 1740 auf St. Croix angefangenen Missionsarbeit der Brüdergemeine, der Beginn einer solchen 1754 auf Jamaica, 1765 auf Antigua und auf Barbadoes, 1771 in Labrador, endlich der auf dieser Synode im Jahre 1789 beschlossene Versuch in Tabago und im Kaplande — dürfte genügen, um die in der „christlichen Welt“, Jahrgang 1892, No. 26, S. 572, Zeile 32 von oben aufgestellte Behauptung zu widerlegen, „daß selbst die „Brüdergemeine eine längere Reihe von Jahren hindurch (vor William „Carey's Auftreten!) sehr wenig für die Befehrung der Heiden that.“ Innerhalb der abseits gelegenen Brüdergemeine hat der Nationalismus erst ein paar Jahrzehnte nach Carey's Auftreten (1792) seine Wirkungen geltend gemacht, auf den Feldern ihrer Heidenmission niemals, wenn es auch dort wie überall nicht an Fehlern und Schwächen andrer Art gemangelt hat. Die an Carey's Person sich knüpfende, missionsfreundliche Bewegung ist jedoch in anderer Weise

die sich zur Bestreitung des laufenden Missionsbetriebes, der Ruhegehälter für ehemalige Missionare und für Missionswitwen und der Erziehung von Missionskindern angesammelt hatten, konnten zum größten Theile schon während der Synode getilgt und die Abtragung der noch übrigen gesichert werden. Statt der bisherigen Missionsdeputation, einer die Missionsangelegenheiten verwaltenden Unterbehörde, wurde das noch heute bestehende, sogenannte Missionsdepartement geschaffen, d. h. die Stellung von 3 kirchlichen Beamten, die nun aber der kirchlichen Oberbehörde der Brüdergemeine selber angehören, in ihr Sitz und Stimme haben und als ihre Mitglieder nur vorwiegend mit der Leitung des Missionswerkes betraut sein sollten. Was jedoch für die uns auf diesen Blättern beschäftigende Frage von entscheidendem Gewicht ist, die Inaugriffnahme zweier neuer Missionsfelder oder genauer die eines neuen und die Wiedereröffnung eines alten wurde beschlossen; letztere bestand in nichts anderem als in der Fortsetzung von Schmidts Arbeit. Bischof Nothe und Baron von Kangan wurden gleichzeitig beauftragt, die entsprechenden Verhandlungen einzuleiten.

Als dieser Beschluß in Holland und am Kap bekannt wurde, entstand eine ziemliche Erregung der Gemüther, deren Kern bei den Einem Wohlwollen, bei Andern Uebelwollen ausmachte. Verschiedne angesehenere Holländer, die dem Unternehmen günstig gesinnt waren, erklärten den beiden Unterhändlern, die holländisch ostindische Handelsgesellschaft

---

unserer Mission zu gute gekommen; sie hat ihr mehr Beachtung und Achtung, allgemeinere Theilnahme und eine größere Freiheit der Bewegung eingebracht. Das eine Bemerkung, die thatsächlich im Interesse der historischen Wahrheit gemacht wird, auch auf die Gefahr hin, sie mißdeutet und als Ausfluß eines gekränkten Localpatriotismus aufgefaßt zu sehen!



werde niemals die gewünschte Bewilligung erteilen, und rieten, man solle den Plan unter der Hand, ohne nach der Erlaubnis der „XVII“ zu fragen, ausführen. Mit gutem Grunde folgte man indeß diesem Vorschlage nicht. Vielmehr gelang es schließlich, ein Mitglied der Kammer der XVII allmählig für die Sache zu erwärmen. Freilich mußte man diesen Herrn erst über vieles, z. B. über das Unbegründete einer solchen Albernheit anklären, die in Holland schwarz auf weiß gedruckt zu lesen war, Schmidt habe sich seiner Zeit zum Oberhaupt der Hottentotten aufwerfen wollen und sei wegen solcher landesverrätherischer Pläne ausgewiesen worden! Endlich konnte man indeß durch jenen Herrn am 17. November 1791 an das Direktorium der Handelsgesellschaft ein Gesuch gelangen lassen, welches folgende Punkte enthielt: Die Bitte I. um Erlaubnis, 2 oder 3 Brüder mit einem Schiff der Kompagnie nach dem Kap senden zu dürfen, um die ehemalige Mission unter den Hottentotten zu erneuern; II. um Erlaubnis für die Sendboten, sich landeinwärts begeben und einen für ihr Vorhaben passenden Platz innerhalb des unter dem Schutz der Kompagnie stehenden Gebietes aussuchen zu dürfen; III. um Erlaubnis, sich befehlende Hottentotten taufen, eine Gemeinde aus ihnen sammeln und sie mit Wort und Sakrament bedienen zu dürfen, ebenso wie dies den Brüdern unter den Heiden in Suriname gestattet sei; IV. um die Freiheit, mit den Missionaren Briefwechsel unterhalten, sie nach Befinden abberufen, durch andre ersetzen und, wenn nötig, eine größere Anzahl hinsenden zu dürfen; V. machte man sich anheischig, die Kosten der Mission selber zu tragen, bat aber um einen mäßigen Preis für Ueberfahrt und Beföstigung der auszusendenden Brüder; VI. versprach man alles zu vermeiden, was andern im Lande befindlichen christlichen Religions-

gesellschaften Anlaß zu Beschwerden geben könne. — Obwohl der Vermittler des Gesuches anfänglich auf einen abschlägigen Bescheid vorbereitet, ja sogar mit Vorwürfen überhäuft wurde deshalb, weil er sich der Brüder so eifrig annähme, so erfolgte doch am 3. Dezember die Bewilligung desselben. Indesß wurde diese an 3 Bedingungen geknüpft; I. sollten Zahl und Name der nach dem Kap gesandten Personen angegeben werden; II. sollten sie sich an keinem Orte niederlassen, wo sich bereits christliche Gemeinen befänden; III. sollten die zuerst abgesandten Missionare nicht ohne Vorwissen und Erlaubnis der Direktoren abberufen, noch durch andre ersetzt werden. — Unter diesen Bedingungen erregte nur No. II, und, wie wir im weiteren Verlauf sehen werden, nicht mit Unrecht, das Bedenken der Brüder. Sie meinten, daß übelwollende Gegner, auf die Unbestimmtheit dieser Bedingung gestützt, die neuen Missionare 100 Meilen weit landeinwärts bis in das Gebiet der Kaffern hinein drängen könnten. Der Präsident des Direktoriums namens Temminck und Andere versicherten jedoch, dies Bedenken sei unnötig, ein Bauernhof bedente noch keine christliche Gemeinde, in der Nachbarschaft von christlichen Kolonien dürften die Brüder sich gern niederlassen, einen bestimmten Ort habe man ihnen aber nicht vorschreiben wollen, um sie nicht in der für ihr Unternehmen unentbehrlichen Freiheit der Bewegung zu hindern; er äußerte sogar den Wunsch, die Missionare möchten sich auch der Malayen in Kapstadt annehmen. Außerdem empfahl er die Bewilligung mit gutem Erfolg dem Prinzen Erbstatthalter zu endgültiger Bestätigung. Ja, zur Steuer der Wahrheit muß es anerkannt werden, daß die Herren von der holländisch ostindischen Kompagnie, nachdem sie endlich ihre Zustimmung zu dem Unternehmen gegeben, demselben



jeden billiger Weise zu erwartenden Vorschub leisteten, und daß die Hindernisse, mit denen das wiederaufgenommene Werk gleichwohl namentlich im Anfang zu kämpfen hatte, nicht von ihnen, sondern im Kaplande selber aufgethürmt wurden. Es war, als hätten sie das nahe bevorstehende Ende ihrer Herrschaft an der Tafelbai geahnt und wären bestrebt gewesen, doch wenigstens noch mit einem leidlich ehrenhaften Abgangszeugnis vom Schauplatze zu verschwinden.

Groß war nun die Freude im Schooße der Brüdergemeine darüber, daß endlich des Herrn Stunde geschlagen, groß war sie auch in den christlichen Kreisen Hollands, die in erprobtem Edelsinn nicht bloß mit Segenswünschen, sondern auch mit Segensgaben dem neuen Werk die Bahn zu ebnen suchten. Auch unter den Gläubigen am Kap entstand eine freudige Bewegung. Indes die größte Freude wird Georg Schmidt, der Bahnbrecher, empfunden haben, wenn anders im Glauben Entschlafene von den Freunden und Leiden des Reiches ihres Gottes auf Erden Kunde erhalten. Und warum sollten sie es nicht? Spricht nicht Johannis 8, 56 dafür?



## 1. Die Gründung Gnadenhals.

---

### IV. Auf den Trümmern des Alten.

Drei Mitglieder der Brüdergemeine aus dem Handwerkerstande, Hendrik Marsveld aus Gouda in Holland, 47 Jahre alt, Daniel Schwinn aus Erbach im Odenwalde, 42 Jahre alt, Johann Christian Kühnel aus Ober-Seiersdorf in der Lausitz gebürtig, 30 Jahre alt, die beiden ersteren in Holland, der letztere in Herrnhut wohnend, wurden im Februar 1792 zur Neugründung der afrikanischen Mission berufen und nahmen in getrostem Glauben diese Berufung an. In Herrnhut fanden sich alle 3 zusammen, eingehende Besprechungen über das Unternehmen mit der Missionsdirektion hatten statt, sie wurden noch zu Diakonen der Brüderkirche ordiniert und traten dann, alle 3 unverheiratet, die Reise nach Holland an. Dort überall mit viel Liebe empfangen, gingen sie den 25. Juni an Bord des Schiffes „Z'Duyfje“ (Läubchen), gelangten aber erst am 11. Juli aus dem Texel in die offene See, wurden nach Dover verschlagen, wo sie landeten, mußten aus Wassermangel vor Santiago, einer der capverdischen Inseln, vor Anker gehen, hatten mit Stürmen, Windstille, Gegenwinden und Mangel an Lebensmitteln zu kämpfen, — kurz, sie kosteten die Langwierigkeit und Schwierigkeit einer damaligen Seereise mit Segelschiff bis

auf die Hefe aus, wovon ein noch vorhandenes, ziemlich ausführliches und kurzweiliges Reise-Tagebuch Zeugnis ablegt. Erst am 21. November spät abends liefen sie in die Tafelbai ein, durften aber nicht früher als am 23. vor-mittags an Land gehen. Kapitän und Offiziere hatten sie auf das Freundlichste behandelt. Mit viel Liebe wurden sie nun als Georg Schmidts Brüder und Nachfolger in den christlichen Kreisen der Stadt aufgenommen, in denen Spangenberg's Idea, jenes gute Erbanungsbuch in Gestalt einer volkstümlichen Glaubenslehre und noch mehr, die Reiselektüre der Brüder zur See, auch vorteilhaft bekannt war. Bei Martinus Schmidt und seiner Frau, lieben alten Leuten, welche wie Eltern für sie sorgten, mußten sie herbergen. Van Lier, zwar zur Zeit ihrer Ankunft abwesend, hatte trenlich für sie vorgesorgt. An der Schwindsucht in weit vorgeschrittenem Grade leidend und schon sehr schwach, lud er zurückgekehrt die 3 Missionare doch wiederholt zu sich ein.\* Schon am 21. März 1793 ging dieser treue und aufrichtige Fremde des neuen Missionsunternehmens, erst 28 Jahre alt, nach kurzer, aber reich gesegneter Thätigkeit ein zu seines Herrn Freude. Auch die 2 andern reformierten und der lutherische Prediger bezeigten den Sendboten ihre herzliche Teilnahme. Vor allem erfahen die letzteren aber aus der Haltung des stellvertretenden Gouverneurs Ahenius wie des an Rang diesem am nächsten stehenden Militär-gouverneurs Oberst Gordon und der übrigen Regierungs-beamten, daß die Direktoren in Holland redlich alles gethan hatten, um der Unternehmung den Weg zu ebnen. Privatim und amtlich leisteten die kaisischen Regierungsbeamten dem-

---

\* Anmerkung. Nach dieser in den Berichten der Missionare unzweideutig bezengten Thatsache ist Nachtigal S. 75, Zeile 15 und 16 von oben zu berichtigen.

selben zunächst jeglichen Vorschub. Sie waren es auch, die den Brüdern rieten, wieder in Baviaanskloof ihr Werk zu beginnen, zumal noch mindestens 200 von den seit Schmidts Zeiten sehr zusammengeschmolzenen Hottentotten dort wohnten, die größtenteils die holländische Sprache verstanden. Ein noch vorhandenes Aktenstück gewährt Einblick in die diesbezüglichen Verhandlungen. Der Landdrost der „Kolonie Stellenbosch“, in dessen Bezirk man die neue Niederlassung errichtete, wurde angewiesen, den Feldwachtmeistern aufzutragen, sie sollten darauf sehen, daß den Missionaren „an ihren Personen, noch Gütern, noch in ihren Verrichtungen „nicht der geringste Schade oder einiges Hindernis zugefügt, „vielmehr von Jedermann ihre Sicherheit so viel wie „möglich befördert und ihnen möglichster Beistand geleistet „werde.“ Ebenso wurde verfügt, die betreffenden Beamten hätten darauf zu sehen, daß seitens der Bauern den Hottentotten nichts in den Weg gelegt werden dürfe, wenn sie zu den Missionaren ziehen und sich von ihnen unterrichten lassen wollten. Zwiderhandelnde sollten angezeigt und streng bestraft werden. Speziell wurden die Brüder selber aber dem „Baas“ (Meister) Martin Tennessen (nicht Tennis) auf die Seele gebunden, einem jenem Landdrost unterstellten Unterbeamten, einem sogenannten Feldwachtmeister, der Befehlshaber des Militärpostens in der Boetemelksvalley war und zugleich als niederer bürgerlicher Verwaltungsbeamter in dem Distrikt von Baviaanskloof schaltete, daneben aber einem ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb für eigne Rechnung oblag; er war, nebenbei bemerkt, als Knabe eine Zeit lang von Georg Schmidt unterrichtet worden. Da sie in Gesellschaft dieses Mannes, dessen Ankunft aber verzögert, reisen sollten, dehnte sich ihr Aufenthalt in Kapstadt vom 23. November bis 20. Dezember

1792 aus. Daß sie, namentlich in der ersten Zeit, nicht auf weichem Rosenpfade zu wandeln haben würden, ward ihnen übrigens bereits in der Stadt klar. Nicht bloß, daß sie vor den Ansiedlern (Boeren), unter denen sich die Nachricht vom Erscheinen von „Herrnhutern“ wie ein Lauffener verbreitet hatte, wiederholentlich gewarnt wurden, sondern verschiedne dieser Unfremde der Mission fanden sich bei dem alten Herrn Schmidt ein, der ja die Missionare gastlich in sein Haus aufgenommen hatte und sie mit Güte überhäufte; sie fragten nach, ob Herrnhuter gekommen wären, welche die Hottentotten lehren wollten. An die Bejahung der Frage schlossen sich dann spöttische Auszüge wie die: „Wenn die Hottentotten gelehrt werden, dann möchten wir „Hottentotten werden; denn Niemand hat uns je lesen gelehrt!“ Andre Banern erklärten sogar unverhohlen: „Wenn sie kommen und die Hottentotten lehren wollen, werden wir sie gleich zu Anfang totschiagen!“

Am 20. Dezember, nachmittags 4 Uhr, erfolgte die Abfahrt landeinwärts auf Baas Tennessens Ochsenwagen, der mit 12 starken Tieren bespannt war. Viel Neues erfuhren die Fremdlinge auf der kurzen Reise, auf welcher sie 6 Flüsse zu passieren hatten. Daß man der Wärme wegen bei Nacht reise und die Haupttrastzeiten für das Gespann auf den Tag verlege, daß man der „grausam steilen und hohen“ Berge wie der oft angeschwollenen Flüsse halber sich der Ochsen und nicht der Pferde als Zugtiere bediene, daß gleichwohl aber eine Menge Pferde vorhanden wären, denen hauptsächlich das das Dreschen ersetzende Austreten des Getreides auf einer eingezäunten Art von Tenne obläge (Baas Tennessen hatte 250 Rosse, teils eigne, teils der Regierung gehörige, und was ein ordentlicher Bauer sei, müsse ihrer wenigstens 50—100 besitzen) und andres mehr,

— war ihnen ein ungewohntes und verwunderliches Ding. Den 22. Dezember, früh 8 Uhr, langten sie auf dem Militärposten bei Tennessens Wohnhaus an, der ihnen eine Kammer anwies und sie als seine Gäste willkommen hieß. Neues Stannen erregten hier und auf andern Bauernhöfen die großen Gärten mit ihren von Früchten beladenen Pfirsich-, Citronen-, Mandel-, Aprikosen-, Feigen-, Nespel- und Birnbäumen, mit ihren Weinstöcken, und das alles gedieh und wucherte ohne viele Aufmerksamkeit und Pflege. Inerlich tief bewegt von der festlichen Bedeutung des Tages, der ihre Umgebung indeß keinen Gedanken widmete, wie von der Wichtigkeit ihres Vorhabens, zu dessen Ausführung sie sich in Gott gestärkt, fuhren sie am Christnachtstag mit Tennessen aus, um erst 1 Stunde davon am Hartbeest-Kraal bei den Mauerresten von Georg Schmidts erstem Hause einen kurzen Halt zu machen und dann 2 Stunden weiter die Baviaanskloof zu erreichen. Nicht weit davon war ein Hottentottenkraal. Die Brüder traten näher und fanden einen großen, kreisförmig eingezäunten Platz, in welchem die Farbigen ihr Vieh zusammenzutreiben und während der Nacht zu verwahren pflegen. Auch die Bauern brachten ihre Rinder, Schafe und Pferde, wenigstens damals, in solchen Kraalen unter, wenn die Tiere nicht ganz im Freien blieben; Ställe hatten sie nicht. Rings um die Hürden waren in einiger Entfernung von einander die Hütten der Besitzer errichtet, bienenkorb- oder backofenförmige Banten, aus einem Gerippe von Stangen bestehend, die in den Boden gesteckt und oben zusammengebunden waren. Darüber hatte man dann geflochtene Matten oder Felle gebreitet. Die Hütten waren in der Mitte 2½ Ellen hoch und hatten an der Grundfläche etwa 6 Ellen im Durchmesser; doch richtete sich ihr Umfang nach der Größe

der sie bewohnenden Familien. Der Boden war inwendig mit Fellen belegt. Die mit einem Fell verhängte Thüröffnung war schmal und so niedrig, daß man fast auf Händen und Füßen hereinkriechen mußte. Wenig Geräte, einige Töpfe, Körbe, Holzgefäße und Löffel, sowie Bogen und Pfeile, in deren Handhabung die Männer große Geschicklichkeit besaßen, machten den Hausrat dieser nicht grade durch Reinlichkeit ausgezeichneten Hütten aus; auch die Umgebung derselben ließ in dieser Beziehung zu wünschen übrig. Wichtiger aber waren den Brüdern ihre Bewohner. Sie fragten einen derselben, ob er wisse, wo Schmidts Haus gestanden. Er bejahte es und führte sie zu einer Stelle, wo noch ein gut Teil der Mauern vorhanden war; auch Mauerreste von Häusern der Hottentotten fanden sich. In dem verwilderten Garten bei den Ueberbleibseln von Schmidts Haus wurde den Brüdern ein Mandel-, ein Aprikosen- und ein Birnbaum gezeigt, die er gepflanzt; auch Eichen und andere Fruchtbäume standen da. Zwei Stunden verweilten sie auf dem Platz; es war ihnen eigen zumute, wehmütig und hoffnungsfreudig zugleich; jeden von ihnen überkam das Gefühl, hier wäre die Stätte, auf der sie nach des Herrn Willen wieder Wurzel fassen sollten. Tennessen fragte den hottentottischen Führer, ob er und seine Landsleute schon gehört hätten, daß wieder Lehrer für sie angekommen wären. Er bejahte es. Die Banern hätten es ihnen erzählt, aber dazu gesagt: Die neuen Lehrer würden erst schön mit ihnen thun, dann aber würden mehrere kommen, sich aller Hottentotten bemächtigen und dieselben als Sklaven nach Batavia verkaufen. — Gut war es, daß diese Unkrautsaat sogleich zur Sprache kam, zumal die armen Einfältigen dies Gerücht für baare Münze genommen. Zurückgekehrt zu dem Kraal, wandte sich nun Tennessen an die Leute mit den



Worten: „Laßt Euch doch von den Bauern nichts vor-  
„schwägen! Die Regierung schickt diese Leute zu Euch, um  
„Euch zu lehren und, wenn Ihr lernt, Euch zu taufen,  
„damit Ihr wißt, was gut und böse sei. Dann seid Ihr  
„Christen so gut wie die Bauern, und diese dürfen Euch  
„dann nichts mehr thun. Die Regierung hat Euch lieb,  
„darum hat sie Euch Lehrer geschickt und mir aufgetragen,  
„sie zu Euch zu bringen. Wenn dies nicht gute Leute wären,  
„so hätte die Regierung sie mir nicht so empfohlen, daß ich  
„sie zu Euch bringen sollte. Wißt Ihr nicht, daß die Bauern  
„vor ein paar Jahren Euch alle erschießen oder wegzagen  
„wollten und das auch ausgeführt hätten, wenn ich nicht  
„ins Mittel getreten wäre?“ Sie antworteten: „Ja, Baas!“  
Damals hatte nämlich ein Christ den Leichtgläubigen ein-  
geredet, die Welt werde nächstens untergehen. Daraufhin  
hatten die Hottentotten ihr Vieh geschlachtet und ihre Dienst-  
leistungen bei den Bauern eingestellt, worüber diese so er-  
bittert wurden, daß ihrer mehr als 50 bewaffnet nachts  
vor Tennessens Wohnung erschienen, ihn aus dem Bett  
holten und ihm ihren Entschluß mittheilten, daß sie jetzt in  
die Kraale brechen und das „Gut“ erschießen wollten.  
Tennessen hatte ihnen jedoch den Standpunkt gründlich klar  
gemacht und mit den schwersten Strafen gedroht. So zer-  
streuten sie sich und führten ihr Vorhaben nicht aus, nannten  
Tennessen aber seitdem den Hottentotten-Gott. An diese  
Begebenheit erinnerte der Baas die Versammelten nun, um  
seinen Worten mehr Eingang zu verschaffen und schloß mit  
der Versicherung: „Diese Lehrer werden sich nun hier an-  
„bauen. Wenn Ihr Euch von Ihnen lehren laßt, so kann  
„Euch niemand von hier vertreiben. Wenn Ihr aber nicht  
„lernen und Euch nicht bekehren wollt, so gehen diese Leute  
„wieder fort und dann, glaubt mir, dann kommen die Bauern



„und jagen Euch alle weg! So lange aber diese Lehrer „bei Euch bleiben, werden sie und werdet Ihr von der „Regierung geschützt!“ So sprach der dienstbereite Teuressen, etwas beanteuamäßig und hainbüchsen, aber bei der vorhandenen Sachlage gewiß nicht unzuweckmäßig. — Darauf fuhr man  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter zu einem andern Kraal, wo noch eine von Schmidt Getaufte leben sollte. Gleich bei der Ankunft sammelten sich alle weiblichen und männlichen Hottentotten um den Wagen und begrüßten den Vaas mit vielen Ehrfurchtsbezeugungen. Er fragte sogleich nach der Getauften. Sie wurde aus ihrer Hütte herbeigeführt, ein mindestens 80jähriges Mütterchen, das kaum mehr gehen konnte, sich auch vor Schwäche bald auf den Boden niederlassen mußte. Das war die alte Lena oder Magdalena. Sie erzählte, daß sie die einzig Ueberlebende von den Fünfen (den von Schmidt Getauften) sei. Daß Schmidt selbst gestorben, hatte sie schon gehört. Als Marsveld sich darnach erkundigte, was Schmidt sie gelehrt, erklärte sie, sie wisse es nicht mehr, da sie alles vergessen habe. Indeß als sie weiter gefragt wurde, ob er ihr nicht von Jesus Christus erzählt habe und wie er Mensch geworden und für die Sünde der Menschen am Kreuz gestorben sei, da wachten alte Erinnerungen bei ihr auf und sie bejahte die Frage. Und als die Brüder dann von dem Zweck ihres Kommens redeten, da faltete sie ihre Hände und rief: „Nun, Gott sei Dank!“, was jenen durch's Herz ging. Auch erzählte sie nun aus freien Stücken, daß sie noch ein Buch hätte, welches Georg Schmidt ihr geschenkt. Es wurde geholt. Sehr gut verwahrt, steckte es in einem ledernen Futteral, das noch in 2 Schaffelle eingewickelt war; man fand ein holländisches Neues Testament. Lena selbst konnte nicht mehr drin lesen, ihr Augenlicht hatte zu sehr abgenommen. Einer

etwa 30jährigen Hottentottin, die von einem der Getauften lesen gelernt hatte, wurde das Buch gereicht. Sie schlug das zweite Kapitel des Evangeliums Matthäi auf und las „ganz artig“ das ganze Kapitel, das, wenn auch nicht der Bedeutung des Tages voll entsprechend von der heiligen Nacht, so doch wenigstens von dem neugeborenen Jesuskindlein handelte; wer dieses Kindlein wäre, wußte sie aber nicht anzugeben. Die Missionare versprachen darauf, wenn sie zu ihnen gezogen wären, ihnen alles zu erklären. Tennessen hielt auch diesen Hottentotten eine ähnliche Rede wie jenen im andern Kraal und forderte sie als ihr obrigkeitlicher Vorgesetzter auf, den bald zu ihnen ziehenden Lehrern beim Bau ihres Hauses zu helfen, was sie bereitwillig versprachen. Dann setzten sich alle in einem Kreise zur Erde, offenbar um das Ereigniß des Tages mit einander zu erwägen, während die Besucher in ihrem Wagen davon fahren, um nur unterwegs noch kurz bei Tennessens ältestem Sohne vorzusprechen, der sich  $1\frac{1}{2}$  Stunden von Baviaanskloof anzusiedeln angefangen hatte und so der nächste weiße Nachbar der künftigen Station wurde, ein Umstand, der, wie die Folge zeigen wird, seine zwei Seiten hatte. Vor Anfang des neuen Jahres, so erklärte Tennessen, könne man nicht an den Bau gehen, dann aber werde er ihnen dabei nach Kräften behilflich sein. Das nöthige Bauholz mußte aus einer Kloof (Kluft, Schlucht) hergeschafft werden, die noch 2 Stunden von der Militärstation, also 6 von der Baviaanskloof entfernt war, in dessen Nähe es nur Brennholz gab. — Der Aufenthalt in Tennessens Haus gab den Brüdern Gelegenheit, die Lebensweise der Boeren ein wenig kennen zu lernen. Der Tisch war gut, denn der Garten lieferte viele Gemüse und Früchte und an Fleisch war Ueberfluß vorhanden. Die Herden weilten das ganze

Jahr im Freien und mußten sich selber ihr Futter suchen. Sie vermehrten sich rasch. Auf 100 Dachsen hielt man etwa 10—12 Kühe, die aber kaum so viel Milch gaben wie 2 im Vaterlande. So reichte Milch und Butter nur gerade für den Hausbedarf. „Korn“ (Weizen) baute man nicht viel, meistens ebenfalls nicht mehr, als für den Hausbedarf erforderlich war. Das Brot war grob, man fand noch halbe Körner darin, da ein großer Mangel an ordentlichen Mühlen herrschte und das Korn nur geschrotet wurde. Gefalznes Schafffleisch spielte eine gewisse Rolle, das Fett aus den großen Fettschwänzen der Schase wurde bei Bereitung der Speisen verwertet. Dem unstreitig vorhandnen Wohlstand entsprach aber die innere Einrichtung und Ausstattung der einstöckigen Lehmhäuser nicht. Es gebrach nämlich dem Lande an Handwerkern; die wenigen vorhandenen arbeiteten tener und schlecht. Ihre Dienstleistungen ersetzten Banern und Sklaven nach Kräften dadurch, daß man selbst in alle Handwerke pfuschte. Was den in Tennessens Hause herrschenden Geist betrifft, so bekamen die Brüder keinen so üblen Eindruck; war es auch durchaus kein eigentlich christlicher, so wurde doch Anstand und gute Sitte gewahrt und Zucht geübt, wobei freilich bemerkt werden muß, daß dieser Mann sich vorteilhaft vor den meisten seiner Standesgenossen auszeichnete; war er doch auch nicht bloßer Bauer, sondern zugleich Beamter und ein verhältnismäßig gebildeter Mann. Er und seine Fran hielten darauf, daß ihre 6 Kinder so weit ordentlich erzogen wurden. Ein eigener Schul-lehrer wurde gehalten, der die Töchter im Klavier- und die Söhne im Geigen-Spiel unterrichtete. Abends nach dem Abendessen mußte ein jedes von ihnen ein Kapitel aus der Bibel vorlesen und dann ein Lied singen. An Sonntagen wurden vormittags erst ein paar Psalme gesungen, dann

eine Predigt gelesen und mit Psalmengesang der Beschluß gemacht. — Ein gleicher Gottesdienst, dem die 3 Gäste und 12 von des Baas Leuten beiwohnten, fand auch am ersten Weihnachtsfeiertage statt, womit dann aber die Bedeutung des Tages genügend berücksichtigt zu sein schien. Die Brüder wurden niedergeschlagen, als Teulessen ihnen erklärte, daß viele Bauern im Laude überhaupt nicht wüßten, daß heute Weihnachten sei; auf ihrer Kammer feierten sie das Fest in der Stille weiter. Für das Neujahrsfest dagegen wurden große Vorbereitungen im Hause ihres Wirtes getroffen; denn das sei der fröhlichste Tag des ganzen Jahres. Schon am 30. Dezember kam — auch ein Beweis für das Ansehen, welches Teulessen genoß — der Landdrost von Swellendam an, dem im Lauf des 31. noch verschiedene andre Gäste folgten. Die Brüder gingen gegen Abend ins Feld hinaus und suchten sich im Schutz von Sträuchern ein Plätzchen, wo sie mit ihrem Herrn und Heiland ungestört ausreden konnten. Sie hatten viel auf dem Herzen, das Bewußtsein, als schwache sündige Menschen wieder 1 Jahr lang mannigfach gefehlt zu haben, eine große Dankeschuld im Blick auf die Treue und Güte ihres Gottes, die sie während langer Meerfahrt und auf andre Weise in besonderem Maaße erfahren, das Gefühl ihrer Ohnmacht und Unzulänglichkeit angesichts der Aufgaben der Zukunft, viele Wünsche, viele Bitten für sich selber wie für ihre armen Gottentotten. Darüber sprachen sie sich aus, das trugen sie im Gebet dem Herrn vor. Er aber bekannte sich zu ihnen, verlieh ihnen ein Gefühl seines Friedens und seiner Nähe, und ließ sie mit neugestärktem Glauben sich von ihren Knien erheben. Darauf kehrten sie — es kostete sie ein Opfer, aber sie glaubten es ihrem Wirte bringen zu müssen — auf das Gehöft zurück, wo brausende Fröhlichkeit sie

empfang. Der Tanz hatte begonnen und wurde um 11 Uhr durch ein Mahl unterbrochen, dessen Fülle und Mannigfaltigkeit das größte Staunen erregte. Um 12 Uhr eilte alles heraus vor das Haus, ein furchtbares Schießen begann, dann beglückwünschte man sich zum neuen Jahr. Während die Brüder sich nun auf ihre Kammer zurückzogen, begann der Tanz aufs neue, bis früh <sup>1</sup>/<sub>2</sub> 5 Uhr mit Tagesanbruch wieder das Schießen für eine Zeit lang einsetzte. Darauf folgte 1 Tag und wieder 1 Nacht, welche aus nichts als einer Abwechslung von Essen und Tanzen, Tanzen und Essen bestand, bis früh am 2. Januar diese Festlichkeit, wohl hauptsächlich in Folge des Unvermögens der Teilnehmer, noch mehr zu leisten, zu der Freude der Brüder ihr Ende fand. Es ging übrigens anständig zu und keiner der Gäste berauschte sich. Die Kleidung wie der Kopfaufputz der Frauen und Mädchen ließ an Kostbarkeit alles hinter sich zurück, was die Brüder je bei vornehmen Damen in Europa gesehen, und machten ihnen einen um so unerfreulicheren Eindruck, als die Gäste fast ausschließlich Bauern, allerdings kaiserliche Bauern waren, was wohl mehr besagen wollte, als deutsche und holländische. Schlimmer trieben es jedoch die 13 sogenannten Soldaten der Militärstation, alle ursprünglich deutsche Handwerker. Sie nahmen selbstverständlich an den Festlichkeiten in Teunessens Hause nicht teil, sondern hielten sich an das Faß Wein, das er ihnen gestellt, und wurden alle völlig berauscht; ja zwei von ihnen gerieten mit einander in Händel und richteten sich übel zu.

— Zusagender als diese Festlichkeiten, deren inure Leere und Armut die Sehnsucht nach den Feierstunden im Hause des Herrn mit der heimatlichen Gemeinde um so lebhafter in den Missionaren anfachte, war die Gelegenheit, die sich ihnen bot, als Zuschauer einer Jagd beizuwohnen. Sie

bekamen dabei einen Einblick in den gewaltigen Reichtum an dem mannigfaltigsten Wildpret, dessen das Kapland damals sich noch erfreute. Straußen — ihre Eier erschienen an den meisten Tagen auf Tennessens Tisch — die verschiedenartigsten Antilopen und kleine Gazellen bekamen sie in ganzen Scharen zu Gesicht. — Der Umstand, daß man den Weg zum und vom Jagdrevier zu Wagen zurücklegen mußte, gab Veranlassung, daß die Brüder sich noch ausführlicher über die damalige Art zu reisen äußern. Zu Fuß gehe Niemand, wenigstens sobald es sich um eine etwas größere Entfernung handle. Der Abstand zwischen den einzelnen Niederlassungen sei zu groß und man müsse zu viel Flüsse passieren, über welche keine Stege und Brücken führten. Frage man, wie weit es bis zu einem Ort sei, so sei nie die Rede davon, wie viel Zeit man zu Fuße brauche, sondern es laute der Bescheid: Mit dem Ochsenwagen so und so viele Stunden oder Tagereisen, mit Pferden so und so viel. Pferde würden im Ganzen nicht viel benutzt wegen der Steilheit der unendlich vielen Berge, die den Erzählern immer wieder Bemerkungen der Verwunderung und des Staunens entlocken. Bediene man sich aber der Pferde, sei es zum Reiten oder zum Fahren, so bewege man sich fast beständig im Galopp vorwärts, ohne Rücksicht darauf, ob es bergauf oder bergab gehe; die Pferde seien daran gewöhnt. Mit dem Ochsenwagen komme man aber auch gut vom Fleck, die Tiere liefen stark, etwa so rasch wie die „ordinäre Post in Deutschland“ und könnten allenfalls 12 Stunden aushalten, ehe man zu rasten brauche. Bewundernswerter seien aber noch die Leistungen der Hottentottenjungen, die an der Spitze des aus 10—20 Ochsen bestehenden Gespannes nebenher zu laufen und die vordersten Tiere zu leiten hätten. Diese Burschen mußten



durch alles durch, durch Gestrüpp dicht am Wege, durch das Wasser von Bächen und Flüssen und bewiesen eine bei der Schnelligkeit der Fahrt ganz erstaunliche Ausdauer. Auch der Kutscher gewann die Anerkennung der Brüder wegen der Geschicklichkeit, mit der er seine große Peitsche regierte. Einer von ihnen maß dieselbe; ihr Stiel war 9 und ihr Strick 15 Ellen lang. Sie wurde mit beiden Händen geschwungen und traf mit unfehlbarer Sicherheit den Ochsen, der sich durch Säumigkeit oder ein anderes Standesvergehen eine Züchtigung zugezogen hatte. Die Brüder machten auch die Entdeckung, daß es gar keine Wirtshäuser im Lande gäbe, sondern jeder Reisende führe den nötigen Proviant mit sich. An den Maststellen hätten sich dann die Zugtiere ihr Futter selbst zu suchen, das oft spärlich genug ansfalle. Sehr häufig spreche man aber auch in irgend einem Gehöft vor. Gastfreundschaft werde so allgemein und selbstverständlich im Lande geübt, daß sie kaum mehr eine Tugend des Einzelnen, sondern eine öffentliche Einrichtung sei. Auch bei Tennessen fand sich beständig Besuch ein, der mindestens einen, wenn nicht ein paar Tage verweilte und für Kost und Unterkunft kaum zu danken pflegte. Dadurch kamen die Brüder auch mit verschiedenen Boeren in Berührung, die äußerlich ziemlich freundlich, aber, wie der Baas ihnen offen sagte, in ihrem Herzensgrunde recht erbittert gegen sie waren.

Ueber diesen für sie lehrreichen Studien von Land und Leuten ließen die Missionare indeß ihren eigentlichen Zweck nicht aus dem Auge, vielmehr brachten Tennessen und dessen Frau sie auf ihre Bitte hin am 4. Januar nach Baviaansfloof,\* wo sie um 3 Uhr anlangten, nachdem man unterwegs

\* Anmerkung. Warum wir noch immer Baviaansfloof und nicht, dem Titel dieses Büchleins entsprechend, Gnabenthal, die erst mit dem 1. Januar 1806 amtlich eingeführte Bezeichnung, schreiben,

Werkzeug und einen Maurer bei dem Sohne des Baas entliehen. Der Platz zu ihrem Hause wurde 15 Schritt südlich von der Hütte Schmidts abgesteckt und der inwendig verfügbare Raum auf 36 „Schuh“ Länge, 15 Schuh Breite und 7 Schuh Höhe festgesetzt; er sollte 1 Stube, 1 Kammer und 1 Küche umfassen. Nur den Grund wollte man aus Bruchsteinen herstellen, die Giebel und die Zwischenmauern der einzelnen Räume aus ungebrannten Ziegeln, die beiden äußern Längswände aber aus Lehm, auf deren Errichtung die Hottentotten sich gut verstanden. So war auch Tennessens Haus gebaut, so war es damals laudesüblich. Gleich nach der Ankunft des Wagens hatten sich 9 Hottentotten und 10 Weiber herzugelunden, um seine Inzassen zu bewillkommen. Die Brüder sammelten sie unter dem zu stattlicher Höhe herangewachsenen Birnbäum Schmidts und priesen ihnen dort mit bewegten Herzen die Gnade Gottes in Christo an. Dann ging es ans Werk. Ein Zelt wurde aufgeschlagen, in welchem die Drei mit dem Maurer zu kampieren beschlossen hatten, obwohl Tennessen und Frau das nicht zugeben, sondern die Missionare abends wieder mit sich nehmen wollten, da die Arbeit für sie in dem heißen, ungewohnten Klima zu anstrengend wäre und von den Hottentotten viel besser verrichtet werden könne. Letztere halfen Steine herzutragen, bis es dunkel wurde; man hielt sich an die, aus denen die Trümmer von Schmidts Hause bestanden — ein unbeabsichtigter sinnlicher Ausdruck dafür, daß das neue Werk äußerlich und innerlich auf dem von Schmidt gelegten Grunde ruhen solle. Der Baas hatte den Leuten gesagt, bis zum Beginn der Regenzeit müsse das

darüber suche der Leser gefälligst Aufschluß in der Vorrede, die diesmal zufällig wirklich in der Meinung erlassen wurde, daß man dieselbe beherzigen möge, man sei Mann oder — Frau.



Hans fertig sein; sie sollten für die Arbeit eine kleine Entschädigung erhalten, aber sich selber beköstigen. Damit hatte es indeß keine Schwierigkeit; denn die Hottentotten waren arm und pfl egten außerdem entweder gar nicht oder nur aus Not zu arbeiten; ihren Hunger stillten sie mit Wurzeln oder Früchten, deren Auffuchen doch viel Zeit erforderte. Es war darum dankenswerth, daß gleich an diesem Tage auch 2 Mischlinge sich herzufanden, deren Väter Weiße, deren Mütter Hottentottinnen gewesen. Sie standen augenscheinlich auf einer höheren Stufe der Gesittung, besaßen in einer halben Stunde Entfernung Grundstücke, schöne Gärten und viel Vieh und erbaten sich in den nächsten Tagen, gegen Entgelt sowohl an die Brüder Gemüse abzulassen, als ihnen auch Mehl zu liefern, um damit die Hottentotten für ihre Arbeitsleistungen zu entschädigen, was diesen selber auch ganz erwünscht war. Tennessens fuhren am Abend wieder nach Hause, nachdem sie noch etwas Zubeiß und ein Schaf den Brüdern dagelassen hatten, welches die letzteren am nächsten Morgen von einem Hottentotten schlachten ließen. — Tags darauf, den 5. Januar fand die eigentliche Grundsteinlegung zum Hause statt. Die Losung hieß: Der Herr dein Gott wandelte dir den Fluch in Segen darum, daß dich der Herr dein Gott lieb hatte — ein Wort, so recht passend im Blick auf die verwahrlosten Hottentotten. Der Lehrtext lautete: Liebet Eure Feinde; segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen; bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen, auf daß Ihr Kinder seid Eures Vaters im Himmel! — eine Aufforderung, welche die Brüder wohl brauchen konnten angesichts der widrigen Gesinnung der umwohnenden Boeren, mit der sie bald nähere Bekanntschaft machen sollten. An diesem Tage erschien auch die

alte Lena; sie hatte mehr als 3 Stunden bedurft, um den etwa 1 Stunde weiten Weg von ihrem Kraal nach Baviaauskloof zurückzulegen. Wenn das Haus fertig, wollte sie sich bei den Missionaren ansiedeln, um wieder lernen zu können. Von Schmidt und dem Bau seines Hauses erzählte sie viel. Sie hatte damals für alle daran Arbeitenden gekocht. Zu jener Zeit wäre die Zahl ihrer Landsleute viel größer gewesen und viel Vieh hätte ihnen gehört, sodaß kein Mangel an Fleisch und Milch geherrscht habe. War der guten Alten auch in den 50 Jahren das, was sie von religiösen Kenntnissen besaßen, fast ganz abhanden gekommen, so bezugte doch ihre Anhänglichkeit an Schmidt und ihre Freude über das Erscheinen seiner Nachfolger, daß in dem innersten Grunde ihres Herzens noch ein unvergänglicher Schatz ruhte, welchem die fliehenden Jahre wie die Abnahme der Kräfte des Leibes und der Seele nichts hatten anhaben können. An diesem und in den folgenden Tagen fand sich überhaupt viel hottentottischer Besuch ein, eine gute Gelegenheit für die Brüder, Art und Wesen ihrer künftigen Pflegebefohlenen näher kennen zu lernen. Einige wenige waren ordentlich bekleidet, die meisten erschienen aber, wie schon früher geschildert, in ihrem Karoß, den sie indeß bei der Arbeit ablegten. Mütter trugen ihre Kleider so auf dem Rücken, daß der Kopf des Kindes noch gerade aus dem Fell über die mütterliche Schulter herausragte; ein Riemen, unterhalb des Rückens des Kindes über das Fell und um den Leib der Mutter geschlungen, verhinderte, daß das Kind herabgleiten konnte. Außerdem hatte beinahe ein Jedes, Mann und Weib, einen Sack mit sich, der aus dem Fell eines Steinbocks hergestellt war. Darin wurde Tabak, Pfeife und Feuerzeug verwahrt. Nachdem sie die Vorbereitungen zum Bau genügend besichtigt, setzten sich die

Besucher in einem Kreis auf den Erdboden, eins zog die Pfeife hervor, stopfte sie, setzte sie in Brand und rauchte einige Züge; dann erhielt der Nachbar dieselbe, that auch ein paar Züge und gab sie wieder weiter. So kreifte sie, und wenn sie ausgeraucht war, stopfte sie ein Andern. Meist saß man stumm da, gelegentlich fielen einzelne Aeußerungen, nur ausnahmsweise nahm die Unterhaltung einen lebhafteren Charakter an. So brachten die Leute viele Stunden zu — ein sinnenfälliger Ausdruck für ein Dasein, das keine höheren Zwecke und Ziele kennt und in Nichtsthum verträumt wird. Holländisch sprachen alle ziemlich erträglich, sie verstanden alles, was man in dieser Sprache zu ihnen sagte, soweit es sich um Dinge des alltäglichen Lebens handelte. Das Verständniß versagte völlig, sobald die Brüder von überirdischen Dingen zu reden und die Frage nach dem Heil ihrer Seele in ihnen zu wecken suchten. Man sah deutlich, Worte und Gedanken der Art hatte ihnen niemals Jemand nahe gebracht. — Es gab bei der Arbeit aber nicht bloß Zuschauer, sondern auch Zugreifer. Bald war die Grundmauer fertig und die Lehmarbeit konnte beginnen. Dabei ging es so zu. Eine Strecke weit von dem entstehenden Hause gab es lehmhaltigen Boden. Einer jener beiden Mischlinge, die sich für das Werk lebhaft interessierten, erschien mit einem Pfluge und 6 Ochsen und ackerte ein Stück Land um. Darauf wurden die Tiere vor eine Egge gespannt und so lange auf dem ungepflügten Boden hin und her getrieben, bis der Lehm gut und fein zermalmte war. Nun häufte man eine reichliche Menge davon auf ein großes Ochsenfell, welches die Zugtiere darauf an Ort und Stelle schleiften. So schaffte man das nötige Material herzu. Ein Teil Hottentotten begann dann in der Nähe des Bauplatzes die für die Giebelseiten bestimmten Ziegeln zu

formen, welche Lust und Sonne zu trocknen hatten; ein anderer Teil machte sich an das Aufführen der Längswände, die aus dem Lehm geklebt wurden. Man führte diese Mauern 1 Schuh hoch auf, womit 1 Tag verging; dann mußte 1 Tag pausiert werden, damit das Aufgeführte gehörig austrocknete. Auf diese Arbeit verstanden sich die Hottentotten ausgezeichnet. Diejenigen unter ihnen, welche das Werk übernommen hatten, kamen auch auf den klugen Gedanken, sich für die Zeit des Baues mit Weib und Kind in den Mauerresten der Hänlein einzunisten, die sich ihre Vorfahren um Schmidts Haus herum errichtet. So verloren sie keine Zeit über Hin- und Herwanderung von und zu ihrem Kraal. Auch in anderer Beziehung war ihre Anwesenheit auf dem Platze nicht unerwünscht. Böse Nachbarn — das war auf lange Zeit hinaus das Loos der entstehenden Kolonie, böse Nachbarn verschiedener Art. Diejenigen, welche sich zuerst zeigten und doch immerhin noch die harmloseren waren, traten in Gestalt von Bavianen auf; der Name „Baviaauskloof“ war nicht unbegründet. Sie kamen in großen Heerden unter fürchterlichem Geheul über die Berge. Einzelne wagten sich ganz in die Nähe und beraubten, ehe man sich's versah, Schmidts Birnbaum aller seiner noch nicht völlig gereiften Früchte. Diese ungebetenen Gäste von dem verwilderten Garten und namentlich dem Bau wegzuschrecken, machten sich die Hottentotten auch anheißig. Ueberhaupt war ein Teil von ihnen für eine möglichst rasche Vollendung des Hauses begeistert, weil erst dann das vielersehnte „Lernen“ angehen könne. Wie redlich der Eifer mancher in dieser Beziehung war, bezeugt folgender nette kleine Zug. Einer der benachbarten Aufiedler wollte einen Hottentotten davon abhalten, nach Baviaauskloof überzusiedeln, um dort zu lernen, und redete ihm vor,

er hätte gehört, daß die Lehrer eine ganze Kiste voll Rohrstöcke mitgebracht hätten; damit würden dann die Hottentotten in der Schule furchtbar gehauen werden. Da erwiderte ihm der Angeredete trenherzig: Er habe auch bei verschiedenen Banern gesehen, wie die Hauslehrer die Kinder jener während der Schule geschlagen hätten; das gehöre nun einmal zum Lernen und das wolle er gern mit in den Kauf nehmen, wenn er nur überhaupt lernen dürfe. Diese Antwort entwaffnete den Ansiedler so, daß er schwieg.

Da die 3 Brüder sich davon überzeugt hatten, daß das Werk in guten Händen ruhte und daß Tenneffen recht gehabt hatte, wenn er behauptete, daß die Brüder selber aus Mangel an Uebung bei der Lehmarbeit von keinem Nutzen wären, sondern alles den Hottentotten überlassen müßten, und da Kühnel sich bei Nacht unter dem dünnen Zelt heftig erkältet hatte, vermutlich in Folge des dem Klima eigentümlichen, starken Temperaturwechsels — am Tage drückende Hitze, bei Nacht sehr starke Abkühlung und reichlicher Tau — so kehrten sie am 10. Januar auf kurze Zeit zu Tenneffen zurück, der seine Gäste wieder mit Freuden aufnahm.

In der Weise begann auf den Trümmern der Niederlassung und des Gemeinleins des entschlafenen Schmidt ein hoffnungsreicher Neubau sich zu erheben — zwar zunächst nur eine dürftige, kleine Lehmhütte, aber doch eine Hütte Gottes bei den Menschen, der noch viele, viele folgen sollten.



## V. Die erste Säemannsarbeit.

§enötigt, in gedrängter Kürze das wiederzugeben, was die Brüder erzählen, erlauben wir uns zuerst eine Bemerkung darüber, wie sie es erzählen, da der Leser nicht in die Lage kommt, davon Kenntniss zu nehmen. Die ehrwürdigen Diarien, aus denen wir schöpfen, sind in den ersten Zeiten fast ausschließlich von des redlichen Kühnel Hand, der, obschon er allein über die Jahre 1793 und 94 fast 300 Quartseiten füllt, eng geschrieben und ohne Rand, sich doch noch deswegen entschuldigen zu müssen glaubt, daß er nicht ausführlichere Kunde gegeben. Aber er habe seine Aufzeichnungen fast alle bei Nacht machen müssen, im Kampfe gegen eine ihn schier überwältigende Müdigkeit; denn am Tage waren alle 3 Brüder mit Arbeit so überhäuft, daß ihnen oft kaum die Zeit zum Einnehmen ihrer einfachen Mahlzeiten verblieb. Die Form der Aufzeichnungen läßt zu wünschen übrig, — eine wunderliche Orthographie, ein öfters unbeholfener Satzbau, an gelegentlichen Wiederholungen kein Mangel. Aber der Inhalt ist durchaus einheitlich und aus einem Gusse, das unwillkürliche Spiegelbild der Ausschließlichkeit jener Herrschaft, welche der Gedanke an seinen hohen Beruf über die Seele des Schreibenden ausübte. Eine treuherzige Einfalt und Kindlichkeit des Tones macht nicht nur den Eindruck ungeschminkter Wahrhaftigkeit, sondern scheint der unmittelbare Ausfluß eines Herzens zu sein, das im Glauben an seinen gekrenzigten Heiland fest verankert und das Gefäß eines



Friedens ist, welchem alle Mühseligkeiten, Leiden und Kämpfe nichts anhaben können. Eine nicht selten und dann recht plötzlich den ruhigen Fluß der Erzählung aufhebende Unterbrechung, eingeleitet durch ein „Liebe Brüder!“ oder „Liebe Geschwister!“ und von einer kurzen persönlichen Ansprache gefolgt, zeugt von der Lebendigkeit des Bewußtseins, daß hinter dem Erzähler und seinen beiden Genossen fest und treu geschlossen die heimische Gemeinde steht, der die Sendboten verantwortlich sind, auf die sie aber auch unerschütterlich rechnen können, der unzähligen kleinen Anßerungen nicht zu gedenken, die ein geistiges Fortleben in dieser Gemeinde und ein Mitbeleben ihrer kirchlichen Feste und Gedenktage bekunden. Nur 3 Dinge existieren für diese Männer: ihr auferstandener Heiland, ihre Hottentotten und ihre Gemeinde in der Heimath; alles, was sonst vorkommt, wird diesen 3 Gesichtspunkten untergeordnet. Und doch sehen sie ihre Verbindung mit den Lieben im Vaterlande auf recht harte Proben gestellt. Auf den meisten der heftweise abgegangenen Diarien ist der Tag der Ankunft in Europa angegeben, eine ganz kurze, gegenwärtig scheinbar wertlose Notiz. Indeß wenn das eine Heft mit Begleitschreiben Ende März 1793 abging und erst im April 1794 anlangte, ein Ende Mai 1794 abgegangenes aber erst im April 1797 sein Ziel erreichte, wenn dann weiter die Rückantwort ebenso lang oder doch eine entsprechend geranne Zeit unterwegs war, wenn endlich die Brüder in der Zwischenzeit verschiedener äußerer Hilfsmittel dringend bedurften und von der Entscheidung mancher schwieriger Fragen, zu welcher die Anweisung ihrer Vorgesetzten eigentlich unentbehrlich war, auf das härteste bedrängt wurden, — dann dolmetschen auch jene Notizen schmerzliche Prüfungen für die Ausgesandten. Bedingt waren diese Prüfungen nicht bloß durch die Schwerfälligkeit



des damaligen Seeverkehrs,\* sondern vor allem durch jene Kämpfe zu Lande und zur See, welche die französische Revolution heraufbeschwor und welche beinahe alle älteren Missionen der Brüdergemeine 20 Jahre lang mittelbar und unmittelbar auf das Empfindlichste in ihrer Entwicklung gehemmt haben. Trotzdem harrten die Brüder geduldig aus. Denn wenn auch nicht Männer von hervorragender charakterlicher Bedeutung und Weite des geistigen Blickes, so bewährten sie sich doch als praktische, taktvolle, im Dienst sich verzehrende, goldtreue Leute — namentlich Kühnel und Marsveld. Das dürfte ungeachtet aller Kürze auch der weitere Verlauf unsrer Erzählung wenigstens einigermaßen bestätigen.

Am Eingang der Baviaanskloof, einer Schlucht, die sich in den Grund eines etwa 5000 Fuß hohen Berges eingebettet hat, wurde das Häuschen der Missionare errichtet. Von da bis an den damals mit engverfilztem Gebüsch umkleideten Fuß des Berges ist es etwa eine Viertelstunde weit. Fünzig Schritt entfernt von dem Häuschen fließt die Baviaansriviere, in der Trockenzeit ein kleiner, schmaler

---

\* Anmerkung. Ein Brief aus Kopenhagen, der ausnahmsweise schnell ging, brauchte 70 Tage bis zum Kap, ein anderer, von der Oberbehörde aus Herrnhut, war 7½ Monat unterwegs und erhielt die Antwort auf das erste, 1 Jahr und 10 Monat vorher von Baviaanskloof erlassene Schreiben der Brüder; ein Brief aus London, abgefaßt am 17. Juli 1794, langte den 8. Februar 1807 am Ziele an. Das einige Daten zur Kennzeichnung des damaligen überseeischen Postverkehrs, denen wir noch eine ganze Anzahl zur Seite setzen könnten! Nur eins sei noch erwähnt! Im Dezember 1797 treffen von den Brüdern immer wieder erbetene Bücher, Werkzeuge u. s. w., kurz eine Sendung ein, die vorher schon zweimal von der Missionsdirektion an sie abgeschickt war, aber beide Male nicht anlangte, das eine Mal, wie man hörte, deshalb nicht, weil das sie mitführende Schiff von einem französischen Kaper weggeschnappt worden war.

Dach, und ergießt sich eine kleine Stunde davon in die Soudereindreviere, einen größeren Fluß. Nicht lang ließen die Brüder die Hottentotten und den bald an ihrem Häuschen, bald an dem Neubaun von Tennessens Sohn 1½ Stunden davon arbeitenden Maurer allein lehnen und leimen, sondern abwechselnd führte einer von ihnen die Aufsicht auf dem Bauplatz und half mit. Abends ging er dann zu dem Bauplatz von Tennessens Sohn und fand dort für die Nacht ein Unterkommen. So verstrich die Zeit vom 10. Januar bis 22. Februar 1793. Dann war die Kammer fertig, in die Kühnel und Schwinn einzogen. Am 26. Februar folgte Marsveld mit ihren Sachen ihnen nach; am 3. März, nachdem der Maurer sein Werk beendet hatte und abgezogen war, weihten die Brüder ihr Häuslein in brünstigem Gebet dem Herrn zu einer Stätte seines Segens und seiner Gnade. So konnte die eigentliche Arbeit beginnen.

Wollen wir nun zunächst bis zum Ende des Jahres 1794 über dieselbe berichten, aber über diese Zeit allein nicht ein eignes Buch schreiben, so müssen wir die verschiedenen Gebiete ihrer Thätigkeit, obgleich die Brüder gleichzeitig und fortlaufend auf allen sich regten und rührten, einzeln nach einander vorführen. Das grade überstieg beinahe ihre Kräfte, daß sie so viele Eisen im Feuer hatten, die geschmiedet werden mußten.

Ihr Häuschen war fertig, ja; aber es erwies sich bald als zu klein, um nur die für ihren Bedarf nötigen Geräte und Vorräte zu bergen. Nach einiger Zeit wurde also noch ein Bodenraum geschaffen und gleichzeitig die 3 Gelasse, Kammer, Stube und Küche, mit einer Decke versehen, die anfangs nicht vorhanden war. Wiederholt Not machte ihnen das Dach. Während des Winters, der von Mitte oder Ende April bis Anfang oder Ende August reicht,

haufen arge Stürme und gewaltige Regengüsse; die deckten das Dach teilweise ab und verursachten mühsame Reparaturarbeiten. Ihr Vorrat an Brennholz mußte stets mit großer Anstrengung aus ziemlicher Entfernung herzugebracht werden. Besonders viel Zeit und Kraft kostete sie aber die Anlegung und Pflege ihres großen Gartens. Bei der Eigentümlichkeit der Landesverhältnisse bedurften sie eines solchen durchaus zu ihrem äußern Bestehen. Auch für Geld und gute Worte war vieles gar nicht zu bekommen; außerdem liegen die Bauernhöfe so weit auseinander, daß man sie nur mit Gefährt, aber nicht zu Fuß, und selbst dann nur mit großem Zeitverlust erreichen kann. So zieht jeder Ansiedler Gartengemüse, Kartoffeln und Früchte sich selbst. Das hatte auch Georg Schmidt gethan. Indes seine Schöpfung war in den fast 50 Jahren in eine Wilbnis verwandelt worden. Man mußte also mit grober Roharbeit beginnen. Einer der benachbarten Mischlinge erbot sich, mit seinen Ochsen den größten Teil des Gartens umzupflügen, wenn vorher das Gras und niedre Gebüsch entfernt worden wäre. Da riefen die Brüder alle hottentottischen Weiber und Kinder (die Männer waren abwesend) zusammen, welche Lust hätten zu helfen; mit ihrem Beistande ward im Laufe zweier Tage alles umgemäht und umgesäbelt. Aber wie den Abfall aus dem Garten entfernen? Es mochten an 30 Wagenlasten sein. Nun, die Hottentottinnen wußten Rat. Eine setzte sich nieder und breitete das Ende ihres bis an die Knöchel reichenden Karoß hinter sich aus. Darauf wurde der Abfall von einer Andern gehäuft bis an die Schulterhöhe der Darsitzenden. Dann hob die Auf ladende den Endzipfel des Karoß auf und reichte ihn seiner Trägerin über die Achsel; diese zog ihn fest an und erhob sich nun, die Bürde auf dem Rücken, mit der sie sich entfernte.

Natürlich sorgten die Brüder an den Tagen für die Beköstigung ihrer Mitarbeiter. Aber auch als dieses Werk nach und nach vollendet war, galt es noch, durch viele schmerzliche Erfahrungen klug zu werden. Sämereien aus Kapstadt, Pflänzchen und Setzlinge, die man von Teuffen und einer andern wohlwollenden Banersfrau theils zum Geschenk erhalten, theils gekauft hatte, fingen an aufzugehen. Wiederholt aber zerstörte sie der Frost, den die Brüder im Vaterlande gelassen zu haben glaubten. Indesß Schnee, der den 5000 Fuß hohen Berg eingehüllt hatte, Eis, das in der Stärke eines Thalerstückes Pfügen und Tümpel bedeckte, und die Kälte, durch die sie selber, ohne Schutzmittel dagegen, empfindlich litten, überzeugte sie davon, daß auch das Kapland mit etwas wie Winter dienen kann. Einen ernstlicheren und anhaltenderen Kampf hatten sie aber gegen die in der heißen Jahreszeit entstehende Trockenheit und Dürre anzufechten. Spuren einer Wasserleitung, die Schmidt bereits angelegt, fanden sich; aber dieselbe war verschüttet und eine neue mußte geschaffen, außerdem aber eine Anzahl von Gräben im Garten selber gezogen werden, um ihn mit den Fluten des Baches tränken zu können; gelegentliche Ueberschwemmungen in der Regenzeit bedingten Extraarbeiten. Die schlimmsten Gegner des Gartens waren unftreitig aber Raupen, Käfer, Maulwürfe, einzelne wilde Tiere (einmal wurden frische Spuren eines Tigers entdeckt) und vor allem das Rindvieh der Hottentotten, welche sehr schwer dazu zu bringen waren, ihren Heerden die nötige Wartung und Aufmerksamkeit zu schenken, was ihnen auch gelegentlich den Zorn umwohnender Banern zuzog. Wohl wurde eine Quittenhecke angepflanzt, deren Schößlinge aber doch erst nach Jahren zu einer Schutzmauer herangewachsen sein konnten, und die Errichtung eines Stafets begonnen;

indefß der Garten war sehr groß und die nöthigen Stangen nur mit Schwierigkeit zu bekommen, so daß immer wieder Ziegen, Schafe wie Ochsen eindringen und Unheil stifteten. Doch die Brüder ermüdeten in der Arbeit nicht, ja, da die Hottentotten zwar die Notwendigkeit einsahen, für ihr Vieh einen ordentlichen Kraal als Zufluchtsort für die Nacht anzulegen, aber nicht Hand noch Fuß regten, so stellten sich im August 1793 ihre neuen Freunde an die Spitze, boten alle Mann uebst Kind und Regel auf, halfen selber mit — und siehe da, am Abend dieses Tages war der neue Kraal fertig. Im Blick auf ihren Garten trösteten sich die Brüder auch damit, daß, wenn nicht sie, so doch ihre Nachfolger den Lohn ihrer Anstrengungen ernten würden. Ebenfalls im August 1793 sonderten sie auch ein Stück Land zum Gottesacker ab und zäunten es ein. Die Verhältnisse nöthigten sie weiter, sich bald einen eignen Wagen anzuschaffen, der für 60 Reichsthaler (etwa 255 Mk.) von Tennessen erstanden wurde und zur Beförderung sowohl von Lasten als von Fahrgästen dienen konnte — vermutlich aber kein Prachtbau, denn die Achse brach sehr bald, und nur das Holz zu einer neuen, welche die Brüder selbst zurechtzimmerten, kostete zu ihrem Entsetzen 1 Dukaten. Ob die Pferde, auf denen sie später gelegentlich ritten, eigne oder geliehene waren, ist nicht zu ersehen; in der ersten Zeit besaßen sie jedenfalls keine. Einige Hühner wurden ihnen geschenkt. Außerdem legten sie den Grund zum Besitz eines eignen Viehstandes. Zwei Kühe wurden angeschafft, und da die Schafe, welche die früher erwähnte Frau Smith, eine warme Freundin der Missionsunternehmung, den Brüdern als Geschenk versprochen, in Folge ausgebrochener Unruhen niemals erschienen, so wurden 106 Ziegen für billigen Preis erstanden, — nach kapischen Begriffen freilich eine

Lumperei. Schwierig war's, sie über die angeschwollne Sondereindreviere zu schaffen. Brücken existierten damals noch nicht, um um zu Teunessien zu gelangen, mußte man zumal den Fluß passieren, der in der Regenzeit so angeschwollen war, daß auch an Furchen den Pferden das Wasser bis an den Rücken reichte. Doch die Schulkinder halfen aus der Verlegenheit. Knaben wie Mädchen, im Schwimmen geübt wie die Fische, holten die Tiere herüber, indem auf beiden Seiten einer Ziege je ein Kind schwamm, ein Horn festhaltend, und sie antrieb. Ein hottentottischer Jüngling, den die Brüder bald ganz in Dienst genommen, hatte die Heerde zu hüten; er besaß auch 4 Ochsen; bei ihm wie bei andern Hottentotten konnten die Brüder also im Bedürfnisfall gegen eine billige Vergütung leicht Zugtiere geborgt bekommen. War durch die Ziegen für Fleischtoft gesorgt, so entstand freilich eine neue Verlegenheit dadurch, daß es mit dem Futter für die Heerde der Brüder wie für das Vieh der Hottentotten recht schen ausfah. Die landesübliche Einrichtung war die, daß um jedes Gehöft und jede Niederlassung Weideplätze im Umkreis von mindestens  $\frac{1}{2}$  Stunde an den Besitzer jener von der Regierung verkauft oder verpachtet wurden. Das sollte auch der neuen Missionsstation zu Gute kommen. Indesß das beste Land ringsum hatten die Banern bereits besetzt, die Triften um Baviaanskloof die sseits der Sondereindreviere waren also recht mager und für einen großen Viehstand nach kapischen Begriffen jedenfalls nicht ausreichend. Das Gebiet jenseits des Flusses dagegen, auf das man auch Anspruch hatte, bestand zwar aus bessrem Weideland; indesß zur Regenzeit schwoll der Fluß so an, daß man von dem dort weidenden Vieh oft für Wochen völlig abgeschnitten war. Ueberhaupt bestimmten Einschränkung und Dürftigkeit das änsre Gepräge



der neuen Niederlassung. Die Brüder, ohnedies Leute von einfachen Sitten und wenig Bedürfnissen, nahmen anfänglich in gradezu rührender Weise beständig Bedacht darauf, der heimiſchen Miſſionsgemeine möglichſt wenig Koſten zu verurſachen. Ihre Pflegebefohlenen, die nahe bei ihnen ſich anſiedelnden wie die in den benachbarten Kraalen wohnhaften Hottentotten, beſtanden zum weitaus größten Theil auch aus blutarmen Menſchen, die von Wurzeln und wildwachſenden Früchten, wenn die Jahreszeit ſie lieferte, lebten und durch zeitweilige Dienſtleiſtung bei den Bauern, namentlich wenn die Ernte kam, ſich etwas Getreide oder Mais erwarben; nur wenige hatten noch einen eignen kleineren oder größeren Viehſtand, der, wie wir weiter unten ſehen werden, inſolge der böſen Zeitumſtände auch noch drauf ging. So erwuchs den Brüdern durch die Nothlage vieler ihrer Schützlinge, ja durch den bitter nagenden Hunger, den dieſelben nicht ſelten litten, ein reiches Maas von Sorge, die um ſo empfindlicher war, als ihre eignen Mittel nicht zureichten, um dem vorhandnen Ueud durchgreifend zu ſteuern, wie gern ſie ihr Brot auch mit dem Dürftigen brachen und wie hilfsbereit und mittheilend die Hottentotten auch unter einander ſich bewieſen. Zu einem armen, tief verachteten und hart bedrückten Bettlervolk ohne Rechte waren die Brüder gekommen, deſſen Schmach und Leid ſie zu theilen hatten.

Gott ſei Dank barg ſich aber unter dem äußren Gewande von Knechtsgeſtalt ein hoffnungsvoller Kern von innerer Herrlichkeit. Das zeigte ſich zuerſt auf dem Gebiet der Schule. Die Lernwilligkeit der Hottentotten übertraf von Anfang an alle, auch die kühnſten Erwartungen, und die 3 Miſſionare hatten ſich auch inſofern auf das Auzenehmſte getäuſcht, als der anfängliche Eifer, den ſie für ein bald verfliegendes Strohfener anzusehen geneigt waren,



anhielt und sich höchstens steigerte, wenn das noch möglich war. Da Marsveld bald im Anfang nach „Cabo“ reisen mußte, wie man damals noch gewöhnlich statt Kapstadt (Capetown) schrieb, Schwimm und Kühnel indeß noch nicht des Holländischen ganz mächtig waren, so beschloß man, zunächst von dem Halten eigentlicher Gottesdienste abzusehen und nur für die Erwachsenen eine einfache Leseschule einzurichten, was auch den Wünschen dieser entsprach, da sie gern vor den Kindern einen Vorsprung haben wollten. Das Leselernen ward aber nicht bloß seitens der Brüder, sondern auch seitens ihrer Schüler von vornherein nur als Mittel zum Zweck, nur als Weg zur heiligen Schrift aufgefaßt, in deren geistigen Besitz zu kommen die Hottentotten braunten. Als am 3. März 1793 diejenigen, welche selber am Unterricht teilnehmen und außerdem später ihre Kinder schicken wollten, aufgefordert wurden, ihre Namen aufzugeben, belief sich die Zahl der Aufgeschriebenen (Erwachsene und Kinder) auf 61, nach Monatsfrist war sie schon auf mehr als 80 gestiegen. Von ersteren erschienen 25 am 4. März zur ersten Schule; Andre, die ausgehen mußten, um Nahrung für sich und die Ihrigen zu suchen, kamen aus freien Stücken und entschuldigten ihr Ausbleiben. Die Erstgekommenen blieben tren und ihre Zahl vermehrte sich von Tag zu Tage; man sah sich bald genötigt, für die Männer und die Frauen getrennte Unterrichtsstunden zu geben; im Herbst 1794 belief sich die Schülerzahl in der Männerchule nur auf 25, da die meisten Hottentotten abwesend waren (aus was Ursache, werden wir weiter unten sehen), in der Frauenschule aber auf 60—70. Freilich war es für ihre Lehrer nicht leicht, in nahe Berührung mit ihnen zu kommen; denn die Schaffelle der guten Leute winnkelten mit Verlaub von Ungezieser verschiedner Art.

Doch nahm man einen Kampf im Interesse der Reinlichkeit nicht gleich anfangs, sondern erst später an, um die Schüler nicht kopfscheu zu machen. Die alte Lena wie die früher erwähnte des Lesens kundige Frau fanden sich ebenfalls freiwillig zu den Unterrichtsstunden ein und halfen ihren Landsleuten; die Brüder konnten sich gar nicht von ihrem Erstaunen darüber erholen, wie schnell sich die alten Köpfe mit den Zeichen und Lauten der Buchstaben vertraut machten. Auf Zucht wurde gehalten. Als am 14. März ein Hottentott wie gewöhnlich sich einfaud, der Tags zuvor seiner Frau 2 Löcher in den Kopf geschlagen, weil sie sich geweigert, seine Hosen zu flicken, wurde ihm in Gegenwart der Andern sein A. B. C-Buch abgenommen und er mit der Erklärung entlassen, er habe gesagt, er wolle ein Kind Gottes werden und deswegen lernen, sich aber gleichwohl so roh betragen, darum möge er gehen; wer in die Schule kommen und lernen wolle, müsse sich ordentlich aufführen, sonst wollten die Lehrer nichts mit ihm zu thun haben. Er trollte sich, tauchte am 19. aber wieder auf. Er könne es nicht mehr anshalten ohne Lernen, man möge ihn doch wieder annehmen und ihm vergeben; das Vorgefallene thäte ihm aufrichtig leid und er wolle es gewiß nicht wieder thun. So ward er wieder begnadigt. Weinah täglich erschienen neue Hottentotten, Männer wie Weiber, welche 2, 3, sogar 8—10 Tagereisen weit herkamen, um sich in einem der Kraale oder in Baviaauskloof niederzulassen und zu „lernen“, wie sie sagten; nach 4 Wochen hatten sich schon 13 Familien neben den Missionaren häuslich eingerichtet. Die Hütten der Eingebornen, die sie auch „Kraale“ nannten, waren innerhalb eines Tages aufgerichtet. Obwohl die Landdrosten und ihre Unterbeamten, die da und dort stationierten Feldwachmeister, auf Befehl des Gouverneurs in Kapstadt

überall verbreitet hatten, daß die Bauern keine Hottentotten, die ja nicht ihre Sklaven, sondern freie Arbeiter waren, zurückhalten dürften, wenn diese „lernen“ gehen wollten, so hatten doch die meisten Zuzügler seitens der Banern die unbarmherzigste und ungerechteste Behandlung zu erdulden, sobald sie Miene machten, nach Baviaanskloof zu ziehen. Wenn sie in aller Form Rechts ihren Dienst ansagten, wurden manche geprügelt und ihnen ihr Lohn (gewöhnlich in Getreide oder Vieh bestehend) vorenthalten; Eltern wurden ihre Kinder versteckt oder fortgeschickt, um sie zum Bleiben zu nötigen; wieder Andern wurde, nachdem man sie unter dem Vorwand einer Abschiedserquidung bevanscht gemacht, im Hausch das Versprechen abgenommen, noch ein weiteres Jahr zu dienen und dann die Ernüchterten für durch dieses Versprechen gebunden erklärt. Die, welche sich heimlich fortstahlen, wurden verfolgt, Einer von Leuten, die den Befehl hatten, ihm die Fußsehnen zu durchschneiden, damit er die Flucht nicht fortsetzen oder wiederholen könne, sondern zurückgebracht in Hof und Garten weiter dienen müsse. Solche Vorkommnisse gaben dann gelegentlich zu weitläufigen Beschwerden Anlaß, welche bei Termessen oder dem nächsten Landdrosten anhängig gemacht werden mußten. Aber zugleich hatten solche Gewaltmaßregeln und die von den Banern immer geflüchtlicher über die Missionare verbreiteten Lügen keineswegs die Wirkung, die Hottentotten von Baviaanskloof abzuwehren, sondern nur sie um so lebhafter dorthin zu locken. Der Ruf, daß dort Brüder von Schmidt, daß dort endlich einmal wieder wahre Freunde ihres Volkes erschienen wären, strahlte wie ein Regenbogen über Berge und Schluchten in immer entlegnere Kraale; immer neue Zuzügler trafen ein. Nach Marsvelds Rückkehr wurde, da sich die Zahl der Schüler so gemehrt hatte und

nun auch die Kinder zu ihrem Recht kommen sollten, festgesetzt, daß früh 8 Uhr Schule für die erwachsenen Männer, und dann bis Mittag für die Kinder, nachmittags 2—3 Uhr wieder für die Kinder und darnach für die erwachsenen Frauen und Mädchen gehalten werden sollte, eine Bestimmung, die aus praktischen Gründen später wiederholt kleinen Aenderungen unterworfen wurde. Von den gleichzeitig eingeführten Gottesdiensten 1 Stunde vor Sonnenuntergang weiter unten! Ebenso erpicht auf die Schule wie die Erwachsenen zeigten sich die Kinder, ebenso gelehrig, ebenso saugelustig und musikalisch veranlagt. Die Brüder mußten ihnen noch Ueberstunden im Gesang geben, ja schließlich die Dienstags- und Freitags-Abende dafür bewilligen, Kühnel begleitete meist mit der Flöte, gelegentlich Schwinn mit seiner Geige. Rasch lernte die junge Schaar Verse wie Melodiceen; abends tönte bald da, bald dort aus und vor den Hütten heller, oft zweistimmiger Kindergesang; ebenso oft fand man Alte wie Junge mit dem A. B. C-Buch in der Hand gemeinschaftlich ihre häuslichen Studien treiben. Gar nicht recht war es den Eifrigen, daß die Brüder, durch äufere Arbeit dazu gezwungen, mittwochs und sonnabends die Schule einstellten und an diesen Tagen nur den Abendgottesdienst hielten. Auf Zucht und Ordnung unter den Kindern wurde gehalten. Ein Kleiner hatte durch Geschwäg den Unterricht gestört und sich dadurch eine Erinnerung zugezogen. Eine in der aufstoßenden Küche beschäftigte Hottentottin, die es mit angehört, trat herein und erteilte dem Schulbigen einige Schläge mit einem Stock, und da ihn die Brüder außerdem von der Teilnahme am Kindergottesdienst ausschlossen, so war er 2 Tage drauf so mürrisch und reuig, daß er inständig um Vergebung bat und nun wieder angenommen wurde. Grundsätzlich enthielten sich

übrigens die Brüder selber aller körperlicher Züchtigungen Unbotmäßiger und übertrugen solche, wenn ausnahmsweise nötig, dem Arm der Eltern, welche nie die Partei ihrer Kinder nahmen, sondern, wenn bei ihnen Klage geführt wurde, stets scharf eingriffen. Im Ganzen aber war die Lernwilligkeit der Jugend und ihre Furcht vor der Strafe, am Unterricht nicht teilnehmen zu dürfen, so groß, daß Ungehöriges selten vorkam, ja die Aufsicht, welche die Kinder gegenseitig über einander übten, ging bald so weit, daß Eines kaum eine freundliche Miene während der Schulstunde aufstecken durfte, so wurde es als „Lacher“ von den Andern gleich dem Lehrer angemeldet, so daß letzterer in dieser Beziehung eher zu wehren als anzuspornen hatte. Daß Eines besonders gelobt wurde, konnten die Andern namentlich im Anfang schwer verwinden. Bald reichte der Einfluß der Brüder auf die Jugend auch über die vier Pfähle der Schulstube hinaus. Als sie Anfang März 1794 erfuhren, daß sich eine Anzahl Knaben und Mädchen gleichzeitig im Flusse gebadet und daß bei dieser Gelegenheit allerhand Unanständigkeiten in Wort und That sich zuge tragen hatten, wurde in dem Kindergottesdienst sehr ernst mit der Jugend geredet und nachher strenges Gericht gehalten. Die Schuldigen bekamen, durch Elternhand vermittelt, die hottentottische Ruthe, einen unsanften Lederriemen, kräftig zu schmecken, die Unschuldigen dagegen sprachen auf eine so kindliche und zugleich entschiedene Weise ihren Abscheu vor der Sünde und ihren Wunsch aus, den lieben Heiland nicht zu betrüben und Kinder Gottes zu werden, daß die Brüder nur ihre herzlichste Freude an der Gesinnung dieser Unmündigen haben konnten. Im Herbst 1794 belief sich die Zahl der Schulkinder auf 50—60, und ein Mädchen konnte bereits als Gehilfin dem Lehrer beim

Unterrichten der Uebrigen Handreichung leisten. Die Unterrichtsgegenstände beschränkten sich in den ersten 2 Jahren, soweit das ersichtlich ist, auf Lesen, Singen, Auswendiglernen von Liederversen und Bibelsprüchen, biblische Geschichte, vielleicht auch etwas Rechnen. Schreiben konnte schon aus Mangel an Raum und Schulmaterialien nicht gelehrt werden, noch ganz abgesehen davon, daß es gesetzlich verboten war, Farbige im Schreiben zu unterrichten. Auch außerhalb der Schulstunden zeigte sich die jugendliche Schaar zuthulich und aufstellig; als für Kühnel eine Werkstatt errichtet werden sollte, trugen die Kinder die kleineren, zum Unterbau nötigen Steine mit Freuden herbei und waren überglücklich über die ihnen nachher zuteil werdende Belohnung — Krautstrünke, die sie mit regester Eglust verzehrten. Die kleinen Freuden, welche die Brüder bei ihrer Armut freilich nur selten ihnen bereiten konnten, nahmen sie stets mit fröhlicher Dankbarkeit entgegen.

Mit den bereits berührten Kindergottesdiensten haben wir aber schon das Gebiet gestreift, zu dessen Berücksichtigung wir nun übergehen, die eigentliche Verkündigung des Evangeliums und seine Wirkung. Zuerst noch ein kurzes Wort über jene „Kinderstunden“, schon damals und noch heute in der Brüdergemeinde so benannt! Als eine Mitgift der heimatlichen Gemeinde, deren Ordnungen und Einrichtungen ganz ersichtlich und naturgemäß den 3 Brüdern in vieler Beziehung zum Leitstern dienten, hielten sie mittwochs und sonnabends wie an den Kirchenfesten diese bloß für die Jugend bestimmten Gottesdienste, in denen auf eine herzmäßig erbauliche, dem Verständnis der Zuhörer angepasste Weise vor allem der gekreuzigte Christus gepredigt und die Pflichten ihres kleinen Lebenskreises ihnen eingeschärft wurden. Und die Saat ward nicht



vergeblich ausgeübt. Nicht bloß Einzelne wurden ergriffen, sondern gelegentlich erfaßte eine allgemeine Bewegung die ganze Schaar, und wenig Augen blieben trocken; so riß sie die Verkündigung von der Liebe Christi hin. Ja, daß in den jungen Herzen mehr als das rasch verfliegende Strohfeuer einer augenblicklichen Nührung aufloderte, bewiesen ihre Bemühungen, einen vor Gottes Augen wohlgefälligen Wandel zu führen, das wurde aber auch an den Sterbebetten verschiedener offenbar, als eine verheerende Seuche namentlich unter den Kindern schonungslos aufräumte. — Was unter den Kleinen im kleinen, das geschah indeß auch unter den Großen im großen. Man dürfte wenig Missionsgebiete aufweisen können, wo ein solcher Hunger und Durst nach Gottes Wort gleich von Anfang an den Heidenboten entgegenkam und wo mit solcher Empfänglichkeit und Willigkeit ihr Zeugnis angenommen wurde. So weit menschliche Vorbedingungen dabei in Betracht kommen — und diese sind Fäden, welche auch Gott in seiner Hand hält und verslicht — ist diese Thatsache indeß so unverständlich nicht. Eins hatten die Eingebornen den weißen Einwanderern jedenfalls zu danken, eine gewisse Kenntniss der holländischen Sprache, die von Anfang an eine Verständigung mit den Missionaren gestattete und es den letzteren ermöglichte, jenen bald auch Vorstellungen und Begriffe von einer überirdischen Welt heizubringen, von der freilich bisher kein Sterbenswort zu ihnen geredet worden war. Auf der andern Seite freilich — aber auch das diente in Gottes Hand als vorbereitende Maßregel — auf der andern Seite war diese von den Weißen gebrachte, harte, selbstsüchtige Zivilisation wie ein Dreschschlitten über das hottentottische Volkstum hin- und hergefahren und hatte es tausendfältig geknickt, es entkörnt. Von trotziger Naturkraft, von einem in stolzer



Selbstschätzung sich aufbäumenden Heidentum keine Spnr mehr! Nur Erniedrigung und Erschöpfung, aber eben darum eine große Empfänglichkeit für herablassende Liebe, für eine Liebe, dieser Nation entgegengetragen von 3 weisen Männern, die, wie einfache Leute sie auch waren, doch äußerlich hoch über den Verachteten standen, für die Liebe Gottes in Christo, welche den Elenden aus dem Staube erhebt und ihn mit Gnade und Barmherzigkeit krönt. Auch die Art und Weise der Evangeliumsverkündigung dieser 3 Boten entsprach ganz unge sucht in hohem Grade dem weichen, leicht gerührten und bewegten Herzen ihrer Pflegebefohlenen. Die Boten waren Kinder ihrer Zeit.\* Wurde damals im allgemeinen eine trockene, klapperdürre Sittenlehre ohne Geist und Wärme statt lebendigen Christentums von den Kanzeln herab geboten, so stoßen wir nur auf die Wirkungen des natürlichen Gesetzes, daß eine Einseitigkeit die entgegengesetzte hervorruft, wenn wir in den zeitgenössischen, verhältnismäßig kleinen gläubigen Kreisen einem Christentum begegnen, dessen Gefühlswärme uns heutzutage fremd

\* Anmerkung. Jene Zeit verfügte überhaupt über einen bedeutenden Ueberschuß an Sentimentalität, die auf den verschiedensten Gebieten ihre uns jetzt fast befremdenden Blüten trieb. Man denke an den Freundschaftskultus, an die Schäfer- und Nachtigallen-Poesie, gehegt im Kreise damaliger, mehr oder minder hervorragender Schriftsteller; man erinnere sich der Ausdrucksweise, wie sie in der Gemeine üblich war, die sich um den frommen Gellert geschaart hatte. Selbst kleine Aeußerlichkeiten verlieren, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, den Charakter des Zufälligen, so z. B. die Thatsache, daß 2 unsrer Brüder das Lieblingsinstrument Friedrich des Großen, die Flöte, spielten. Die unleugbar seelenvolle, geadelte Vogelstimme der Flöte, die aber einer gewissen schwachend sehnsüchtigen Eigenschaft nicht entbehrt, entsprach neben der Harfe nicht am schlechtesten der einen Seite des Wechselfieber-Zustandes jener daneben auch wieder spießbürgerlich gesetzten, nüchtern verständigen Jahrzehnte.

annimmt. Das gilt nicht bloß von damaligen Mitgliedern der Brüdergemeine, sondern wir können diese Thatsache überall wahrnehmen.\* Kein Wunder, daß die Predigt der Brüder, wie das zur Genüge aus den Diarien hervorgeht, wohl etwas einseitig in einer eine gewisse Gefühlserregung begünstigenden Betonung und Ausmalung der Menschwerdung und des Marterlebens Christi aufging und zwar mit dem klar ausgesprochenen Zweck, dadurch in den Herzen der Hörer einen tiefen, lebendigen Eindruck von der Sündensliebe des Heilandes zu wecken, um dann als Frucht davon mit Gottes Hilfe eine Gegenliebe zu erzeugen, die jene dazu antrieb und befähigte, sich dem Herrn ganz hinzugeben und ihm zuliebe nun in einem neuen Leben zu wandeln! Den lebenskräftigen, gesund evangelischen Kern sowohl der eignen persönlichen Glaubensüberzeugung der Brüder als auch ihrer Predigtweise wollen wir mit dieser Bemerkung ganz gewiß nicht angetastet haben, aber für die äußere Schale, die jenen Kern umschloß, treten wir nicht oder nur bedingt

---

\* Anmerkung. Ein Brief jener schon früher erwähnten, vor-  
trefflichen Frau Smith, aufbewahrt bei den Diarien der Brüder,  
mit denen sie in freundlicher Verbindung stand, ist in dieser Be-  
ziehung sehr lehrreich. Aus völlig andrem Erdreich emporgewachsen,  
eine gut reformierte Christin, auf die wir nicht ein Sandkörnchen  
werfen oder kommen lassen möchten, ergeht sie sich doch in geistlichen  
Ausdrücken und Gedankengängen, die wir, nicht nur nach unfrem  
Geschmack, sondern nach dem Maßstabe biblischer Nüchternheit ge-  
messen, zum mindesten gesucht und überschwänglich nennen würden  
und die, nebenbei bemerkt, ein Streiflicht von Komik dadurch erhalten,  
daß das Seraphische plötzlich dem naturhaft Menschlichen weichen muß,  
indem die gute Dame am Schluß des Schreibens neben das Datum  
vom 20. August 1793 ganz naiv die Worte setzt: „Notabene, ich bin  
den 17. August 44 Jahre alt geworden“ — offenbar in der Absicht,  
daß die Brüder ihren Geburtstag künftig mit Briefen berücksichtigen  
möchten.

ein. Und eben dieser Schale war es zuzuschreiben, daß das Gefühl in dem erwachenden religiösen Leben der einzelnen Hottentotten wie in den allgemeinen Gottesdiensten eine große Rolle spielte. Die 3 Missionare freuten sich dessen um so harmloser, als sie selber Kinder ihrer Zeit waren und andererseits ebenso kräftig und mit Erfolg darauf drangen, daß die sich vollziehende innere Umwandlung in Früchten der Heiligung ihre Bewährung finden müsse. — Dienen alle die genannten Umstände dazu, die wunderbare Empfänglichkeit der Hottentotten für die Botschaft von Christus uns verständlich zu machen, so bleibt freilich auch hier wie überall die Thatsache die eigentlich entscheidende, daß Gottes Gnadestunde für das arme Volk geschlagen hatte und daß er durch die Einwirkung seines Geistes die Herzen aufthat.

Und wie ging es im Einzelnen dabei zu? Marsveld war von seiner Reise nach Kapstadt zurückgekehrt. Am 27. März 1793 hielt er den ersten Gottesdienst, eine einfache Bibelstunde, wobei 41 Männer und Frauen zugegen waren. Im graden Gegensatz zu Teunessens und Andrex Profezierungen herrschte die größte Stille, Aufmerksamkeit und Andacht. Das war mehr als überraschend und es blieb so, auch als der Reiz der Neuheit längst verflogen war, obwohl diese Gottesdienste täglich gehalten wurden und bald Predigten am Sonntag dazu kamen. Die Zahl der Zuhörer nahm nicht ab, sondern mehrte sich stetig. Diejenigen, welche durch Arbeit oder andre Umstände am Besuch der Gottesdienste teilzunehmen verhindert waren oder auf einige Zeit zu den Bauern auf Arbeit gingen, entschuldigeten sich aus freien Stücken und nahmen gleichsam Urlaub, obwohl es den Missionaren nicht im Traum eingefallen war, das zu begehren. Trotzdem alle wehrfähigen Männer abwesend und die innere Verhältnisse des Versammlungssaumes die denkbar

ungünstigsten waren, belief sich im Herbst des Jahres 1794 die durchschnittliche Anzahl der Zuhörer auf 200 und mehr, zufällig auf Besuch anwesende Weiße und Hottentotten nicht mitgerechnet. Oft kam es vor, daß Mitleidende ein paar Tage hungerten und den Mangel aufs äußerste steigen ließen, ehe sie sich entschlossen, zu den Bauern auf Arbeit zu gehen, nur weil sie die gebotene geistliche Speise nicht missen wollten. Auch half es den Missionaren wenig, daß sie besonders festliche Gottesdienste wie die späteren Taufen oder den Mitternachtsgottesdienst am Sylvesterabend erst wenige Stunden vor dem Beginn bekannt gaben, um aus Rücksicht auf den knappen Raum nicht zuviel Zulauf zu haben; die Unterrichteten eilten davon, um den Unkundigen, die entfernter wohnten, Nachricht zu geben, ja am 31. Dezember ließen und ritten eine ganze Anzahl trotz der ungebahnten, gefährlichen Wege und herabströmenden Regens in die einbrechende Dunkelheit hinaus, um ihre Landsleute herbeizurufen. Ein lebendiger Hunger nach dem Worte des Herrn war im Lande angebrochen. Daß ferner während der Gottesdienste viele Thränen vergossen wurden, daß manchmal eine allgemeine Gemütsbewegung alle Versammelten ergriff und des Weinens und Schluchzens viel ward, kann nach dem oben Gesagten nicht wunder nehmen. Es war auch hier so, wie Einer derb, aber nicht unzutreffend es ausgedrückt hat: Bei der damals in der Christenheit allgemein herrschenden Dürre und Trockenheit konnte es im kleinen Kreise der Gläubigen nicht ohne Nässe abgehen. Aber auch wenn wir mit gebotener Mäßigkeit einen freigebigen Posten Gefühlsüberschwanges auf Gewinn- und Verlust-Conto absetzen,\* bleibt noch ein beträchtliches Guthaben

\* Anmerkung. Die heimische Missionsdirektion warnte auch in einem Briefe die Brüder davor, daß sie nicht zu viel auf äußere

an Geistesbewegung übrig, die durch göttliche Kraft veranlaßt war und erst in der Ewigkeit zur Ruhe kommen konnte; ein Walten und Wirken der Gnadegegenwart des Auferstandenen war bisweilen unverkennbar wahrzunehmen. Tief gebeugt, aber zugleich auch der Anbetung Gottes voll schauten die 3 Brüder auf diese Thatsache; ein Tennessen nebst Fran und Andre, deren Christentum sich in Beobachtung einiger weniger ähnrer Formen erschöpfte, standen, wenn sie bei gelegentlichen Besuchen diesen Gottesdiensten beiwohnten, völlig verblüfft und wortlos da, weil sie nicht begreifen konnten, wie es möglich wäre, daß diese von ihnen für Tiere etwas höherer Ordnung geachteten Geschöpfe mit hellen, harmonischen Stimmen ihren Heiland und Erlöser priesen, in geräuschloser Stille und mit unverkennbarer Andacht das Zeugnis von ihm vernahmen und durch die Botschaft von seiner Liebe tief ergriffen und bis zu Thränen gerührt wurden; wieder Andre, tiefer angelegte Naturen, bekannten offen: „Wir Christen müssen uns tief, tief schämen vor diesen Leuten, denn wenn wir einmal gehen und eine „Predigt anhören, so ist sie, wenn sie aufgehört hat, für „uns zu Ende, höchstens mäkeln wir nachher noch etwas „daran herum; diese aber nehmen sie an und nehmen sie „zu Herzen!“ Ein Martinus Schmidt, der die Brüder bei ihrer Ankunft in Kapstadt beherbergt hatte und sie mit seiner Frau und einem seiner Söhne im September 1794 besuchte, äußerte: „Ich habe wohl viel gehört und auch geglaubt, „daß sich der Geist Gottes an den Sottentotten mächtig

---

Nährung und Thränen ihrer Pflegebefohlenen geben möchten. Die Gewaranten versicherten indeß, daß sie sich selbst gelobt, in dieser Beziehung auf ihrer Hut zu sein, da sie bei Einigen die Erfahrung gemacht, daß sie trotz solcher Gefühlsausbrüche bald wieder in ihr altes, sündliches Leben zurückverfallen wären.

„beweist; doch so, wie es wirklich ist, kann sich's kein Mensch „vorstellen, man muß es selbst sehen und da bleibt Einem „der Verstand stille stehen!“ In den Liedern der am Abend draußen aus freien Stücken singenden Kinder konnten die beiden lieben Alten sich auch nicht satt hören. „Ich bin „weit in der Welt herum gekommen und habe viel gehört, „doch so etwas in meinem ganzen Leben nicht; denn das „klingt, als wenn der Schall vom Himmel käme!“ sagte Martinus. — Aber wahrlich bei der Andacht und Bewegung in den Gottesdiensten hatte es nicht sein Bewenden. Zweifach war das Zeugnis der Brüder. Es war einmal ein Zeugnis wider die Sünde, ein Zeugnis von der Gerechtigkeit und vom Zorne Gottes, der den Unbegnadigten der Verwerfung und Verdammnis zuspricht. In groben, auch wohl dem blöden Auge des Heiden erkennbaren Ausbrüchen der Sünde gebracht es nun unter diesen Hottentotten ganz und gar nicht. So beherrschte sie die Trunksucht; sie erhielten von den Bauern, namentlich in der Erntezeit, viermal am Tage schier ungläubliche Mengen des starken, feurigen Kapweins und gelegentlich auch noch Branntwein. Das Begehren nach diesen Getränken war so eingewurzelt unter ihnen, daß selbst Kinder mit denselben bereits Bekanntschaft gemacht hatten, wie denn auch ein Schulmädchen einmal durch die Brüder für eine Zeit lang vom Schulbesuch ausgeschlossen wurde, da es sich bei einem Bauern betrunken hatte. Noch ärger verflakt waren sie aber an die Fleischeslust, ja in dieser Beziehung war ihr Gefühl durch den Einfluß der Bauern völlig abgestumpft; denn diese erlaubten sich im Verkehr mit den Hottentottinnen unsagbare Dinge und das öffentlich, ja mit einer gewohnheitsmäßigen Unbefangenheit, die nicht minder haarsträubend und empörend war — Zustände, die höchstens darin eine gewisse Entschuldigung finden, daß die Bauern damals selber



kirchlich fast ganz verwahrlost waren; gab es doch zu jener Zeit (abgesehen von den 2, 3 Kirchen in Kapstadt) nur 4 Kirchen im ganzen Lande. So fehlte es den Brüdern in der That nicht an praktischen Handhaben, um mit ihrem Zeugnis wider die Sünde einzusetzen. Aber ebenso kräftig und noch wärmer ertönte aus ihrem Munde das andre Zeugnis, das Zeugnis von der Sünderliebe des Heilandes und von seiner Macht, nicht bloß die Sünde zu vergeben, sondern auch ihre Bande zu zerreißen. Diese völlig neue, zwiesältige Kunde, eine böse und eine gute, bohrte sich nun, und zwar die böse zuerst, in die Herzen und machte sie unruhig. Das war nicht Menschen-, sondern ein Gotteswerk. Die Leute wußten anfangs selbst nicht recht, wie ihnen geschah und was ihnen fehlte; ein Hottentott ließ sich sogar von einer Bänerin eine Medizin geben, um den nagenden Wurm im Gewissen zu töten, und war wie seine Beraterin verwundert, als das nicht half. In der ersten Zeit fiel es auch den Heimgesuchten schwer, sich den Brüdern, zu denen es sie trieb, verständlich zu machen; sie beherrschten ja doch die holländische Sprache durchaus nicht völlig, ja die geistlich religiöse mußten sie ihren Lehrern erst ablernen. So halfen sie sich zuerst mit Zeichen und wiesen auf ihre Brust hin. Bald aber vermochten sie in Worte zu fassen, was sie empfanden. Beinahe täglich erschienen nun, meist einzeln, gelegentlich zu zweien, dreien, über ihre Sünden Tiefbekümmerte bei den Missionaren (die Berichte darüber kehren beständig in den Diarien wieder) und suchten Rat, Trost, Hilfe. Manche waren schon länger in verzehrender Angst dahingegangen und hatten die Nächte schlaflos verbracht, Andre kamen bald. Im allgemeinen war aber der Verlauf ihrer Erweckung ein ganz übereinstimmender. Die Geängsteten wurden dann auf den Heiland hingewiesen, riefen ihn in



gläubigem Gebet an und durften bald mit strahlendem Gesicht und freudigen Lippen bekennen, daß ihnen die Gewißheit der Vergebung zuteil und ihr Herz mit Frieden erfüllt worden wäre. Ihre Dankbarkeit dafür, daß sie, die von den Menschen Verachteten und Zertretenen, bei dem Gekreuzigten Gnade und das ewige Leben gefunden, war groß und aufrichtig. Zu wachen und zu beten, das empfangene Gut zu bewahren und zu mehren, dazu forderten die Brüder sie daraufhin auf, wenn dieselben auch nach ihrer Weise dabei besonders betonten, daß den zum Frieden gekommenen das Marterbild Jesu Tag und Nacht vor Augen schweben müsse.\*

Daß diese zahlreichen Erweckungen wirklich ein Werk aus Gott waren, bekundete schließlich am besten die durchgreifende Veränderung im Wandel der Leute. Eine Menge kleiner Züge liegen zur Beleuchtung dieser Thatsache vor. Greifen wir einige auf! Die große Ehrlichkeit der Hottentotten, ihre Schen vor Aneignung fremden Gutes, ihre Bemühungen, Gefundenes dem eigentlichen Besitzer unverkürzt zuzustellen, fielen den Brüdern gleich vom ersten Tage an

\* Anmerkung. Eigentümlich war das Verhalten der sogenannten Bastards oder Paster's (Bastarde), d. h. Mischlinge, deren Eltern ein europäischer Vater und eine hottentottische Mutter gewesen. Namentlich zwei von ihnen leisteten den Brüdern im Menschenreiche Dienste, wenn auch gegen Entgelt. Ihrer gesellschaftlichen Stellung nach dünkten sie sich besser und höher als die eigentlichen Hottentotten, wollten zuerst nicht an den knieenden Gebeten teilnehmen, erwarteten, daß man sie zu Aufsehern über jene einsetzen werde, und fühlten sich höchlich verletzt, als sie nicht die Ersten waren, welche zur Taufe zugelassen wurden. Durch Krankheitsnot wurden aber auch sie zu besserer Erkenntnis gebracht, so daß sie lernten, sich als arme Sünder fühlen, und das dargebotene Heil nur als unverdiente Gnade hinnehmen. Der häufig angetroffene Massenstolz des Halbblutes fehlte auch hier nicht.

anf. Ohne daß die letzteren nur den Mund anzuthun  
brauchten, stellten jene von selbst die bei ihnen äußerst be-  
liebten, unzüchtigen Tänze in beiden Kraalen ganz ein,  
Tänze, bei denen sich die Teilnehmer nach dem Urtheil eines  
der Missionare, der bei Tennessen einmal Augenzeuge ge-  
wesen, wie Wahnsinnige behabten und zu denen auf einem  
sehr ursprünglichen musikalischen Instrument geklopert wurde,  
das aus einem ausgehöhlten halben Kürbis bestand, an dem  
ein längliches, mit 3, 4 Saiten bespanntes Brettchen be-  
festigt war. Sie fühlten unwillkürlich, daß sich dieses Alte  
mit dem Neuen nicht vertrüge und darnu in Wegfall  
kommen müsse. Wie unerfahrene, urteilslose Kinder, die  
aber gern artig sein wollen, erschienen sie von Zeit zu Zeit  
mit Fragen, die einerseits von einem unbefestigten, anderer-  
seits aber von einem zarten, wachen Gewissen zengten. Alte  
Frauen, infolge ihres schon geschwächten Schvermögens  
außer Stande, in der Schule die Buchstaben zu erkennen  
und sich einzuprägen, Frauen, denen die Missionare längst,  
aber immer vergeblich geraten, ihre Studien einzustellen,  
kamen tiefbekümmert und wollten wissen, ob sie doch noch  
selig werden könnten, auch wenn sie den Unterricht nicht  
mehr besuchten; ob der Heiland dadurch betrübt würde,  
wenn er, da er krank sei, Medizin ohne Anwendung von  
Zaubermitteln einnähme, fragte ein Mann, wenn sie nach  
Landesitte noch ferner Tabak rauche, fragte eine Frau.  
Natürlich erhielten diese und andre Frager einen verständ-  
igen, christlichen Bescheid von den Brüdern. Beinahe nicht  
zu zählen sind die Fälle, in denen dieselben als Gewissens-  
rat in Bezug auf den Genuß geistiger Getränke dienen  
mußten. Wahrlich keine leichte Aufgabe! Sie selbst waren  
genötigt, die Leute dazu aufzumuntern, daß sie bei den  
Banern Arbeit suchten, damit sie nicht verhungerten. Wasser

oder Bier wurde dort aber nicht gestellt, um den Durst während des üblichen Jätens der Felder oder bei der anstrengenden Erntearbeit in der glühend heißen Sonne zu löschen, sondern nur Wein. Dieser Wein war indeß aus alter böser Gewohnheit der Feind und Verführer der Leute. Darum enthielten sich manche der Erweckten ganz desselben und litten lieber die Qualen des Durstes. Andre tranken ein wenig, klagten sich aber, obwohl sie sich nicht berauscht, hinterher vor ihren neuen Freunden an. Manche thaten im Trinken wirklich des Guten zuviel und kamen dann ans freien Stücken, um sich unter Thränen der Reue schuldig zu bekennen. Auch auf Aeußerungen einer Trennherzigkeit stößt man, die Einem unwillkürlich ein Lächeln entlockt, so z. B. wenn zwei Hottentotten, beide mit verbundnem Kopf, nach längerer Abwesenheit ins Missionshaus treten und erzählen, sie hätten sich bei ihrem Bauern erst brav gehalten, dann aber, in Uneinigkeit geraten, sich tüchtig geprügelt und nun wären sie wieder gute Freunde, die Prügelei hätte wohl aber doch eigentlich nicht vorkommen sollen; oder wenn eine Frau berichtet, sie habe sich vor ihrem Weggehen von einem Bauernhof leider etwas betrunken; unterwegs dann hingefallen und liegen geblieben, habe sie von ihrem Mann, der sie begleitet, eine gute Portion Schläge erhalten, welche sie in dem Fall doch aber gewiß verdient habe — eine Auffassung, welcher die Brüder nur beitreten konnten. Ein paar rührende Beispiele von Frauen, die sich nicht mehr zum Dienst der Sünde hergeben wollten und darnun bitter leiden mußten, — kamen auch zu ihrer Kenntniss. Die viel Ueberlausnen hatten ebenfalls als Heiratsvermittler zu dienen und entzweiten Gatten zu helfen, die sich gern wieder versöhnen wollten; denn das Vertrauen, welches man zu ihnen hegte, war unbegrenzt. Sie durften aber auch,

wenn sie abends gelegentlich noch einmal das Haus verließen, um zum Nachten zu sehen, ganz unbeabsichtigt Ohrenzeugen von rührenden Gebeten werden, die da und dort eine juchende Seele, welche sich in der nächtlichen Einsamkeit unbelauscht glaubte, zum Herrn emporschickte.

Der Arbeit war viel, der dankbaren Freude aber auch nicht wenig. Möchte immerhin, wie das häufig bei eben vom Sündenschlaf Erwachten, in dem Streben dieser Hottentotten das Meiden des Bösen, dem man kürzlich entronnen, noch einen breiteren Raum einnehmen als das Thun des Guten, so waren doch viele der Pflegebefohlenen unsrer Brüder von dem aufrichtigen, sehnlichen Verlangen ausschließlicly beherrscht, dem Lamm Gottes, das sie mit seinem Blute erkaufte, mit Leib und Seele anzugehören und ein Leben ihm allein zur Freude zu führen.



## VI. Erstlinge; Erntefreuden und Ernteleiden.

Aus dem großen Kreise der Erweckten in und um Baviaauskloof tauchten den Brüdern sehr bald nach Beginn ihrer Wirksamkeit einzelne Gestalten entgegen, deren ganz besondere Empfänglichkeit sie an den zweiten Teil des Missionsauftrages unsres auferstandnen Herrn und Heilandes erinnerte, an das „taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“. War es aber nicht vielleicht zu früh dazu? Trafen sie als kurzsichtige Menschen, denen die Herzen Andern verborgen, überhaupt den Willen ihres Gottes? Die 3 Missionare besaßen nach ihrer Auffassung ein untrügliches Mittel, darüber ins Klare zu kommen, die Entscheidung durch das Loos nach voran-

gegangner Anrufung des Herrn. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier das grundsätzliche Für und Wider dieses Gebrauches abwägen; das geschehe, geliebt's Gott, ein andermal. Hier nur die Thatsache, daß jene 3 Missionare (und es war so auf allen Missionen der Brüdergemeine) erst die Wahl der Taufkandidaten, dann die Ertheilung der Taufe an sie, weiter ihre Konfirmation und endlich ihre Zulassung zum erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls (auch die Wiederannahme der Kirchenzucht Verfallener), kurz jede Beförderung in den Kirchengraden, von einer jedesmaligen Loosentscheidung abhängig machten; daß eine spätere Zeit die Anwendung des Looses auf den Zutritt zu Taufe und Abendmahl beschränkte, daß aber neuerdings die Brüdergemeine im Gebiete ihrer kirchlichen Verwaltung das Loos nicht mehr als amtliches Entscheidungsmittel anwendet — der Mehrzahl ihrer Mitglieder zur Freude, einer Minderzahl zu Leide. Damals aber erfreute sich die Anrufung des Looses noch einer ausgebreiteten Herrschaft im Schooße der Brüdergemeine, die sich beim Gebrauch desselben auf das alte Testament wie auf Apostelgeschichte 1, 26 berief und sich auch dessen erinnerte, daß ihre Vorväter, die Mitglieder der alten böhmisch-mährischen Brüderkirche, in einzelnen Fällen dieses Mittel benutzten. Auch jene 3 Sendboten bedienten sich desselben in dem kindlichen Glauben, so am besten den Weg und Willen ihres Gottes zu treffen, — eine Ueberzeugung, der gegenüber man, auch wenn man sie nicht teilt, wenigstens die Pflicht der Achtung doch nicht gut wird umgehen können.

Am 2. Mai 1793 nahmen sie also auf Grunde einer zustimmenden Loosentscheidung eine Frau als erste Taufkandidatin an, am 15. Mai desselben Jahres 4 weitere. Zweimal wöchentlich, an den schulfreien Mittwochen und

Sonnabenden, hielten sie mit dieser kleinen Zahl besondre Zusammenkünfte, wie die Hottentotten es bald nannten: „Kleine Kirche“, in welchen sie dieselben mit der Bedeutung der heiligen Taufe bekannt machten und ihnen geordneten Unterricht in der christlichen Lehre erteilten. Die Freude der Erwählten über die Gnade, die ihnen zu teil werden sollte, war groß und ihr Verlangen, so weit Menschen blicken konnten, aufrichtig und brennend, dem Heidentum und der Sünde ganz abzusagen und einzig und allein für den Herrn Jesus zu leben. Am 6. Juli wurde den Brüdern aus dem Kreise dieser Jülf wieder durch das Loos grade diejenige zu baldiger Taufe empfohlen, deren Kopf das „Lernen“ am schwersten fiel, während sie hingegen der Gesinnung ihres Herzens nach die gediegenste und geförderteste zu sein schien; sie versicherte fröhlichen Mundes, daß sie nun während des Taufunterrichtes der Vergebung ihrer Sünden im Glauben gewiß geworden sei. Und an der Lauterkeit dieser ihrer Versicherung zu zweifeln, lag nicht der mindeste Grund vor. Teils um der Schwäche ihrer Kenntnisse abzuhelfen, teils um sie überhaupt noch gründlicher vorzubereiten, wurden ihr nun noch kurze Zeit tägliche Unterrichtsstunden erteilt. Am 17. Juli früh erfuhr Hanna dann (so hatte sie sich bisher genannt), daß Freitag den 19. Juli 1793 ihre Taufe stattfinden solle. Um Zulauf und Aufsehen zu vermeiden, hatten die Brüder den Taufstag so lange geheim gehalten und sich auch für einen Wochentag entschieden statt eines Sountages, den zu wählen ihnen an sich näher gelegen hätte. Schwere Verlegenheit bereitete ihnen noch die Wahl von Taufzeugen. Daß sie in ihrer ganzen näheren Umgebung keine dazu passende Person wußten, kennzeichnete auch ihre damalige Lage. Sie begnügten sich endlich mit Tennessens Frau, die, als die Brüder



noch bei ihrem Mann wohnten, einmal wohl mehr halb im Scherz sich erboten, bei dem ersten Täufling Pate zu stehen. So wurde an sie geschrieben, obwohl man sich auch von ihr durch eine gewisse geistige Kluft mit Recht geschieden fühlte. In einem äußerlich jedenfalls netten und herzlichen Antwortschreiben versprach sie, der Einladung Folge zu leisten. Im Uebrigen dienten allerhand kleine Umstände dazu, die Brüder in ihrem Vorhaben gewiß und fröhlich zu machen. An Hamias Gesinnung und Aeußerungen konnten sie nur ihre ungetrübte Freude haben; mit Vergnügen legte sie ihre den Stolz aller hottentottischen Weiber ausmachenden Ketten von Perlen und Korallen um Hals wie Hand- und Fußgelenke ab, was die Missionare als äußern Ausdruck für ihr Brechen mit dem Heidentum ihr nahe gelegt hatten und was die übrigen Taufkandidaten sofort freiwillig nachahmten. Die immer zutränklicher Werdenbe erzählte ihren Seelsorgern auch, daß ihr Mann schon vor längerer Zeit, lange ehe die Missionare angelangt, geträumt hätte, 3 leibliche Brüder würden kommen, um den Hottentotten das Wort Gottes zu verkündigen und sie zu lehren. Daraufhin erklärten ihr die Missionare, leibliche Brüder wären sie nicht, aber doch Brüder im Herrn; ja, sie gehörten einer Kirchengemeinschaft an, deren Mitglieder sich „Brüder“ und „Schwestern“ nannten, weil sie Gott zum Vater hätten und also alle Kinder eines Vaters wären. Dieser Traum schien ihnen bedeutungsvoll, wie nüchtern und ablehnend sie sich auch sonst den vielen, eine große Rolle spielenden Träumen der Hottentotten gegenüber verhielten und wie nachdrücklich sie eine andre überspannte Frau, jene oben erwähnte, des Lesens kundige, die viel mit Gesichten umging und beständig in der Offenbarung Johannis las, auf das Lesen der vier Evangelien zu beschränken suchten.



Wenige Tage vor der Taufe kam es sodann zufällig an's Licht, daß Hanna und ihre 3 Schwestern, ebenfalls alle Taufkandidatinnen, Töchter Kybodos (Cupido's) waren, des einst von Schmidt getauften und Jonas genannten. Ja, 3 Stunden vor der Taufhandlung langte Hannas Mann, der auch auf Befehl der Regierung in Kapstadt war (wir sprechen weiter unten noch vom Anlaß dazu) und keine Ahnung von dem hatte, was seiner Frau bevorstand, ganz unerwartet auf Urlaub an, ihm und seiner Frau zu nicht geringer Freude. Alle diese kleine Fügungen kamen den Brüdern unmerklich und „artig“ vor, und die Loosung des Tauftages: „Sie hielten das Fest mit Freuden; denn der Herr hatte sie fröhlich gemacht“ spiegelte die Stimmung und Gesinnung ihrer dankerfüllten Herzen wieder. Außer einem Baneru namens Plaisir, der eine Zeit lang den Freund der Sendboten spielte, fanden sich von Weißen Herr und Frau Tenneffen, deren Sohn mit seiner jungen Frau und 4 seiner noch unverheirateten Geschwister am Vormittag des Tauftages ein. Die Taufe selbst fand nachmittags 2 Uhr draußen im Freien statt, da man ja keine Kirche besaß und die Wohnung der Brüder zu klein war, um die 78 Zuhörer, welche Tenneffen zählte, welche aber durch später Bekommene noch vermehrt wurden, zu fassen. Hanna erschien anständig gekleidet, beinahe ganz in Weiß; Freundinnen hatten ihr das Nötige geliehen, da sie außer ihrem Karoß keine Kleidungsstücke besaß. Eine tiefe Bewegung und Ergriffenheit, unbeschreiblich dem Berichte nach, bemächtigte sich aller Anwesenden während der heiligen Handlung. Die Getaufte erhielt nach Frau Tenneffens Wahl die Namen: Anna Maria. Und das Echo der heiligen Freude, welche alle Teilnehmer an dieser ersten Taufe erfüllte, tönte bis nach Kapstadt in den dortigen Kreis der Gläubigen.

Auf ein Bittschreiben Marsvelds hin an den höchsten Militärbefehlshaber, Oberst Gordon, einen schneidigen christlichen Haudegen, erfolgte eine freundliche, noch vorhandene Antwort und — die völlige Entlassung von Maurus, Anna Marias Mann, in Anbetracht der Dürftigkeit seiner Frau und Kinder. Und als der Verabschiedete am 26. August (1793) mit einem Paket von der guten Frau Smith, an die Brüder adressiert, in Baviaanskloof eintraf, war Kleiderzeug, Messer und Gabeln, ein Kessel und Geld zu einem Hammel darin, — alles für Anna Maria, die bei Empfang dieser Gaben vor gerührter Dankbarkeit laut weinte und nicht wußte, wie sie ihre Freude bezeigen sollte.

Von Zeit zu Zeit folgten weitere Tausen dieser ersten. Ende des Jahres 1793 belief sich die Zahl der Getauften (die von Schmidt getaufte Lena mitgerechnet) auf 7, unter ihnen war eine Abendmahls-Candidatin; außerdem waren 3 Männer und 7 Weiber Tauf-Candidaten. Am 8. März 1794 wurde zum ersten Mal eine getaufte Hottentottin zum Genuß des heiligen Abendmahls zugelassen. Es war nicht Anna Maria, sondern Martha, die früher längere Zeit in Kapstadt gedient und zuletzt einen Platz als Nanne im Hause des Predigers van Der bekleidet hatte. Als die Brüder ins Land kamen, gab sie unter freudiger Zustimmung ihres bisherigen Brotherrn ihre Stelle auf und zog nach Baviaanskloof, um zu „lernen“. Fleißig und rüthrig brachte sie sich und ihre 3 Kinder mit Ehren durch, obwohl ihr Mann sie verlassen. Auf den Tod erkrankt legte sie, scheinbar sterbend, an Andre manches herrliche Zeugnis ihres Glaubens ab. Wider Vermuten genesen, nahm sie dann voll Dank und Beugung, und einzig von dem Gedanken beherrscht, nur für ihren Herrn zu leben, zum ersten Mal zu seinem Tische. Ende des Jahres 1794 bestand das werdende Gemeinlein

ans 4 Abendmahls-Genossen, 3 Konfirmanden, 3 konfirmirten Abendmahls-Candidaten, 9 Getauften und 17 Tauf-Candidaten — in Summa 36 Personen, von denen aber 1 Getaufte und 1 Tauf-Candidatin sich in Kirchenzucht befanden; denn die Brüder nahmen es mit dem äußern Wandel der jungen Christen genau. Wenn sie auch von Temessen beauftragt waren, eine gewisse äußere Obergewalt über die Bewohner Baviaauskloofs und der beiden Kraale zu führen, so erregt doch die rasche Entschiedenheit, mit der sie auch bei geringfügigen Unordnungen und Ausschreitungen den Betreffenden mit Ausschluß aus der Schule und Entfernung drohten, eine leise Verwunderung. Wären die Hottentotten nicht gleich von Anfang an so anhänglich an sie und so lernbegierig gewesen, so hätten sie jedenfalls mit mehr zuwartender Geduld auftreten müssen, um die Leute sich nicht zu entfremden oder wirklich fortzutreiben. Und was ihr Verhalten den Getauften gegenüber betrifft, so war es zwar gewiß nur zu billigen, daß sie einer jungen Frau, die sich eine Zeit lang an der Küste aufgehalten und dort nicht gut betragen hatte, trotz Temessen's beschönigender Fürsprache nichts schenkten, sondern sie in eine lang andauernde Zucht thaten, bis sie sich von der Aufrichtigkeit ihrer Buße überzeugt. Indes jedenfalls nicht gerade von Weitherzigkeit und Milde zeugte das Verfahren gegen die getaupte Dorothea. Diese hatte, sich unbelauscht glaubend, beim Holzsuchen in den Bergen ein hottentottisches Lied gesungen und dazu getanzt. Ueber den Inhalt des Liedes verlanget nichts, eine fromme Weise wird es ja wohl kaum gewesen sein. Andre beobachteten sie dabei und hinterbrachten, was sie gethan, den Missionaren. Diese begnügten sich jedoch nicht mit einer eindringlichen Ermahnung, sondern sie erklärten ihr, sie könnten sie nicht mehr für ihre Schwester

im Herrn ansehen, sondern schlossen sie hiermit von der Teilnahme an den besondern Gottesdiensten für die Getauften aus. Zu dem nächsten dieser Gottesdienste brachten sie dann den Fall zur Sprache und empfahlen Dorothea der Fürbitte der Uebrigen. Als sie bald darauf Neue zeigte, wurde sie zwar freundlich angehört, aber doch nicht sogleich wieder zu Gnaden angenommen, sondern erst nach einer längeren Prüfungszeit. Andernseits verdient aber die Treue und besondere Sorgfalt, welche die Brüder den Einzelnen widmeten, unbedingte Anerkennung. Zugänglich für einen Jeden und fast täglich überlaufen von Lenten, die um ihr Seelenheil verlegen waren oder vom Krankenlager aus zu ihnen schickten, führten sie doch außerdem noch thunlichst bald regelmäßig alle 4 Wochen wiederkehrende, seelsorgerische Besprechungen (das „Sprechen“)\* mit den Tauf-Candidaten, den Getauften und den Abendmahlsgegnossen ein, Besprechungen, welche wesentlich zur Entwicklung und Förderung des geistlichen Lebens der Betreffenden beitrugen. Dabei nahmen sie in taktvoller Weise auf ihren eignen guten Ruf Bedacht, indem sie vereinbarten, daß stets mindestens zwei von ihnen bei einer solchen Besprechung anwesend zu sein hätten, da sie ja noch unverheiratet waren, hauptsächlich mit Mitgliedern des weiblichen Geschlechtes und zwar meistens in unzureichender Bekleidung zu thun hatten, und in einem Lande arbeiteten, wo Zuchtlosigkeit zur Tagesordnung gehörte. Außerdem waren die Sendboten eifrig bemüht, die Zugehörigen des werdenden Gemeinleins ihren betreffenden Kirchengraden nach in besondre Klassen zu organisieren und in besondern Zusammenkünften ihre religiöse Erkenntnis zu

\*) Siehe näheres über diese Einrichtung in: Die gute Botschaft, No. 3, Ein Besuch in Paramaribo S. 164 und 165, erschienen: Stuttgart, Verlag von H. Roth (W. Holland).

vermehrten, wie ihnen ihren neuen Christenstand wert und wichtig zu machen. So lasen sie den Getauften Montags aus Cranzens's Missionsgeschichte Grönlands vor und machten ihnen auch Mitteilungen von andern Missionsgebieten, so beteten sie nur mit ihnen sonntags die Kirchenlitanei, so führten sie besondere Liebesmahle für jene und besondere für die Abendmahlsgenossen ein, so sammelten sie die letzteren montags und donnerstags zu einem nur für sie bestimmten Abendsegen. Daneben nahmen selbstverständlich die Christen auch an den öffentlichen Gottesdiensten teil, die alle Tage gehalten wurden, unter ihnen zweimal wöchentlich Bibellesen mit kurzen Erklärungen, sowie regelmäßige Katechisationen. Ein ehrendes Zeugnis für die Entschiedenheit, mit der die Missionare den verachteten Schepfels gegenüber über die Ideen christlicher Gleichstellung und Gemeinschaft durchzuführen suchten, legt auch der Umstand ab, daß sie sich selber von den Getauften „Brüder“ nennen ließen, dieselben ebenso als „Brüder“ oder „Schwestern“ anredeten und ihnen für den Verkehr untereinander die gleiche Bezeichnung empfahlen. Indes später zeigte sich's, daß manche der Getauften für diese äußere Bethätigung christlicher Brüderlichkeit nicht reif waren und das Recht zu unehrerbietiger Vertraulichkeit daraus herleiteten. So ließen sich die Missionare einer nachfolgenden Zeit von ihren Pflegebefohlenen wieder „Herr“ nennen und redeten die letzteren mit ihren Vornamen an. Davon brauchte aber zunächst nicht die Rede zu sein. Von zartestem, unverfälschtem Duft war die Blüte des Vertrauens, die in den Herzen der Hottentotten diesen 3 Weißen gegenüber aufblühte, den einzigen, welche ihnen aufrichtige, unbestechliche Liebe entgegenbrachten. Wie sehr beklagten diese Leute, daß sie, durch die Noth gezwungen, Bezahlung für die Dienstleistungen entgegen-

nehmen mußten, welche sie den Missionaren erwiesen! Wie oft ging ihnen Mund und Herz über von Dank gegen Gott und gegen ihre Hirten selber dafür, daß diese zu ihnen gekommen wären und so viel Geduld mit ihnen hätten! Wie bemühten sich namentlich die Getauften, ihren Lehrern in jeder Weise Freude zu bereiten, vor allem dadurch, daß sie gegenseitig auf einander Acht gaben und sich halfen, einen unsträflichen Wandel zu führen! Wie kräftigen Kampf kämpfte nicht das Licht gegen die Finsternis auch in den Reihen der noch Ungetauften, so daß sie allerhand Ungehöriges, was sie früher vor den Brüdern verheimlicht, nun aus freien Stücken vor dieselben brachten, damit es gestraft und ausgemerzt werde!

So hätte wohl ungetheilte Erntefreude die Herzen der Säemänner erfüllen mögen, wenn sie nicht von allerhand Sorgen bedrückt worden wären. Da ist zuerst eine Verlegenheit des Ueberflusses zu nennen, es fehlte in gewissem Sinn an Raum in den Scheuern, um den Erntesegen zu bergen. Wir haben schon früher von der aussehulichen Zahl der Zuhörer in den Gottesdiensten berichtet. Wo wurden diese untergebracht? Nun, die Brüder verzichteten bald im Anfang eigentlich ganz auf die Auerchte an ihre eigne Wohnstube. Diese diente als Kirche und Schule, war aber nur 16 Fuß lang und 12 breit! Sie öffneten auch noch ihre Kammer und die vor der Wohnstube liegende Küche. Aber was verschlug das? Was half es, daß man enger zusammengepfercht saß und kauerte als die Heringe in einer Tonne; daß man geradezu litt unter schlechter Luft und unerträglicher Hitze! Der größte Theil der Zuhörer mußte doch draußen stehen. Da hielt man zu günstiger Jahreszeit die Gottesdienste und oft auch die Schule lieber ganz im Freien entweder dicht vor dem Hause oder mit Vorliebe unter Georg



Schmidt's großem Birnbaum, wo sich z. B. am ersten Weihnachtsfeiertag 1793 über 130 Personen um den Prediger scharten. Aber bei stürmischem oder regnerischem Wetter, ebenso zur Winterszeit wie nach Einbruch der Dunkelheit mußte man sich auf das Haus beschränken — eine Anstalt für die drinnen wie draußen Befindlichen. Dieser zum Gottesdienst benutzte Baum stellte wirklich den Eifer der Verkündiger wie den geistlichen Hunger der Hörer auf die härteste Probe. Aber warum bante man keine Kirche oder wenigstens doch eine große Scheune, die aber als Kirche benützt werden konnte? Der Gedanke daran kam den Brüdern natürlich sehr bald, als sie so unerwartet viel Zulauf fanden; jedoch wie ihn ins Werk setzen? Zuerst waren die Aussichten günstig. Die christlichen Freunde in Kapstadt drängten und versprachen Hilfe. Tennessen hatte sich auch von der Notwendigkeit des Baues überzeugt und wollte Bauholz liefern, die Hottentotten sollten umsonst Ziegeln streichen und arbeiten, weil es ein Unternehmen gälte, das einzig und allein in ihrem Interesse ausgeführt werden sollte. Aber da diese Lentlein träge und des Arbeitens ungewohnt waren, richtete Kühnel nach Vereinbarung mit seinen Amtsbrüdern den 12. Oktober 1793 an Tennessen die Bitte, er möge wie beim Hansban in seiner Eigenschaft als Regierungsbeamter und Vorgesetzter der Hottentotten diesen den Befehl erteilen, den Kirchenbau auszuführen. Anfangs willig dazu, wies er doch schon am 29. November die Sache von der Hand. Er war inzwischen in Kapstadt gewesen und hatte sich dort davon überzeugt, daß in den höchsten Regionen \*) ein dem Werke der Brüder ungünstiger

\*) Der nur stellvertretende Gouverneur Ahenias war im Laufe des Jahres 1793 in seine frühere Stellung als Ratsherr zurückgetreten und durch den neuen eigentlichen Gouverneur Sluyken ersetzt worden, welcher der Mission keineswegs so freundlich gesinnt war.



Wird die Oberhand zu bekommen aufgefangen, wovon wir im nächsten Abschnitt mehr zu erzählen haben werden; auch war Aussicht vorhanden, daß er seinen einträglichen Posten würde aufgeben müssen. So forderte er die Brüder auf, selbst den Ban in die Hand zu nehmen. Das sahen diese aber für unausführbar an. Die hottentottischen Männer waren fortgezogen, Handwerker im Lande äußerst rar und sehr theuer, die Mittel, welche sie von ihren Freunden in Kapstadt erwarten durften, doch wohl nicht ausreichend zur Deckung aller Kosten, und aus dem Vaterlande kam des gestörten Seeverkehrs wegen keine Nachricht, ob die heimathliche Kirche willig und im Stande wäre, die erwachsenden Ausgaben zu tragen. Ja, bald darauf hatte die Stimmung gegen das Missionswerk einen so hohen Grad von Erbitterung erreicht, daß man an Kirchenbau gar nicht denken durfte. So mußte man sich kümmerlich weiter behelfen wie bisher. — Die Unzulänglichkeit ihres Häuschens und ihrer ganzen ärmlichen äußern Lage wurde den Brüdern aber noch durch einen andern Umstand oft sehr drückend zu Gemüthe geführt. Sie bekamen nemlich sehr viel Besuch von Weißen. Wie sehr diese 3 Boten Gottes auch Bedacht darauf nahmen, ihres Herrn Werk in der Stille zu treiben, so konnte doch das Licht, das von Baviaauskloof ausging, nicht verborgen bleiben. Die unerwarteten Erfolge ihrer Arbeit, an denen Jedermann gezweifelt hatte, die Schulkenntnisse der Hottentotten, ihr Gesang, ihre Andacht und Ergriffenheit in den Gottesdiensten, die vorteilhafte Umwandlung ihres Lebenswandels — alles Thatfachen, die auch der in religiöser Beziehung völlig Gleichgiltige nicht in Abrede stellen konnte — lockten immer neue Augen- und Ohrenzeugen nach der kürzlich entstandenen Niederlassung. Indesß diese Besucher schon äußerlich nach den Vorschriften

der Höflichkeit und Landesitte gebührend aufzunehmen, hielt schwer genug. Raft- und Gasthäuser gab es, wie bereits früher bemerkt, im ganzen Lande nicht. Jrgend eine leibliche Erquickung, zum mindesten eine Tasse Kaffee und ein Glas Wein, mußte jedem Gaste gereicht werden. Erschien er am Vormittag und blieb über Mittag oder Abend, ja, allerdings seltner, gar über Nacht, so nahm er an allen Mahlzeiten teil und mußte seine Lagerstatt erhalten. Und das alles nahm er hin so selbstverständlich, als ob er an seiner eigenen Tafel sich niederseze und in sein eignes Bett steige; von Dank war keine Rede. Wie sollten 3 Junggesellen mit nur 3 Stühlen und 3 Betten im Besiz, arme und mit Arbeit überhäufte Männer, die auf die dürftige Kochkunst eines hottentottischen Jünglings oder später einer wenig geübten Frau angewiesen waren, es den, was Speise und Trank betrifft, Verwöhnten recht machen! Schon um nur den nötigen Raum zu ihrem Empfang im Hause zu schaffen, mußten sie die Schule abrechnen und die Schüler entlassen. Oder trafen die Besuchenden vor Anfang eines Gottesdienstes ein, so galt es einen guten Teil der eigentlichen Zuhörer hinauszurufen, um den Weißen, die sich selbstredend nicht so zusammenpferchen ließen, leidlich bequeme Plätze zu verschaffen. Das aber verdroß die Brüder; ihre Hottentotten kamen ihnen in erster Reihe und waren ihnen weit mehr ans Herz gewachsen als Weiße, die häufig nur den Christenamen trugen und ihre Neugierde befriedigen wollten. Besonders Damenbesuch war den Brüdern schwer, weil sie demselben gegenüber am drückendsten ihre Unfähigkeit empfanden, die Würde des Hauses zu wahren. Und nicht erleichtert wurde das Gastfreisein ohne Murren dadurch, daß die Besucher oft in bedeutender Anzahl erschienen, bei den großen Entfernungen zwischen den

einzelnen Ansiedelungen immer gleich stundenlang dableiben und in ihrer Fülle Geldausgaben verursachten, welche den Brüdern schwere Sorgen bereiteten, da ihnen nicht, wie den Bauern, alles zuwuchs, sondern von ihnen gekauft werden mußte. Da kommen der Landdrost und der Geistliche von Stellenbosch mit ihren Frauen und erwachsenen Töchtern, im Ganzen 8 Personen; ein paar Tage darauf erschienen 3 Bauerngutsbesitzerinnen mit ihren Kindern, 9 Köpfe stark, und bleiben über Mittag; einmal treffen gar 29 Herren und Damen ein. Bisweilen kommt sowohl vormittags als nachmittags Besuch oder gleichzeitig Gäste von verschiedenen Richtungen. Auch Leute von weiterher, von hottentotisch Holland und von Kapstadt, lassen sich sehen. Die Beweggründe, die alle diese Besucher hertreiben, und der Eindruck, den sie hinterlassen, ist ein sehr verschiedenartiger. Wenn ein Handwerker kommt, durch die Predigt der Brüder erweckt wird, seine ganze dunkle Vergangenheit beichtet, aber nun mit Gottes Hilfe ein Neues anzufangen verspricht, wenn der christliche Uhrmacher Andrez oder, wie früher erwähnt, das Ehepaar Martinus Schmidt, Geschwister im Herrn, versprechen, wenn zu verschiedenen Malen Regierungsbeamte voll Wohlwollen alles inspicierten, wenn unbekannte Herren und Damen aus Kapstadt dem Gottesdienst unter dem Birnbaum am Sonntag beiwohnen, über Mittag bleiben und mit dem Bogen ausbrechen: „Hier ist Gottes Werk, das soll niemand hindern können, wenn es gleich viele hindern und zerstören wollen!“ — dann dient der Besuch den Brüdern zur Aufmunterung und Freude, und sie haben öfters daneben das Bewußtsein, daß sie den Gästen auch unvergängliche Speise mit auf die Reise geben durften. Ausnahmsweise führen wohl Gäste aus größerer Nähe auch einmal eine Gabe an Gemüse oder Früchten für ihre

Wirte mit, die stets willkommen ist. Bloß mit christlicher Ergebung ertragen sie dagegen die immer häufigere Anwesenheit von Bauern und Bauerssöhnen, die meist über Nacht bleiben, hottentottische Weiber und Kinder für die Fäde- und Erntearbeit mieten wollen, sich über die Schepfels aber sehr geringschätzig äußern und einzig für Ochsen, Hartebester und bunte Böcke (beides Antilopen-Arten), aber für nichts andres unter der Sonne, weder weltliches noch geistliches, Interesse haben — kein Wunder, da die meisten weder lesen noch schreiben konnten. Gewissen Herren und Damen gegenüber, die nur eine geradezu verletzende und herausfordernde Neugierde zur Schau tragen und bei dem Begehren verharren, es solle schnell ein Gottesdienst improvisiert werden, obwohl die Zeit für einen solchen nicht da ist, damit sie die Hottentotten „singen hören und weinen sehen“ könnten, das reine geistliche Schauturnen — entwickelt Kühnel die ganze unbezwinglich ablehnende Störrigkeit, deren auch ein gutmütiger Laufsteg unter Umständen fähig ist, und beschränkt sich nur auf die Wirtespflichten, die er als christlicher Privatmann zu üben schuldig war.

Ein weit größeres Gewicht von Sorge erwuchs indes den tren zu ihrer Heerde stehenden Hirten aus einer Maßregel der Regierung in Kapstadt, die wir bereits wiederholt gestreift haben und die in hohem Grade kennzeichnend ist für die Stellung, welche das arme Hottentottenvolk in der Kapkolonie einnahm. In Europa tobten die durch die französische Revolution erweckten Kriegsstürme weiter. Holland war auch von denselben erfaßt worden, mit oder ohne Grund fürchtete man im Kapland das Erscheinen französischer Kriegsschiffe und traf keine Vorkehrungen für ihren Empfang. Das in Kapstadt stehende Militär war jedoch an Zahl völlig ungenügend, einem feindlichen Einfall zu begegnen. Da

wurden im April 1793 alle Hottentotten, die mit einem Gewehr umzugehen verstanden — und das konnte schon jeder halbwegs flügge gewordene hottentottische Jüngling — im ganzen Gebiete der Kolonie nach Kapstadt entboten, um Kriegsdienste zu thun. Nur Kranke und Krüppel durften daheim bleiben. Ohne die Rechte von freien, vollen Staatsbürgern zu genießen, mußten die Unterdrückten doch die Pflichten derselben tragen. Die Bauern dagegen, die den Hottentotten alles fruchtbare Land weggenommen hatten und im Genuße der Früchte desselben unbehelligt saßen, ebenso alle Halbweißen, wurden von dieser Maßregel nicht mitbetroffen. Sie traten nur unter Waffen, wenn innerhalb der Kolonie ein Aufruhr von Eingebornen stattfand oder die Buschmänner und Kaffern die Grenzen im Norden beunruhigten. So mußten auch alle waffenfähigen Männer von Baviaanskloof anrücken (ihre lange Abwesenheit erklärt auch den Umstand, daß sich unter den Getauften Ende 1794 nur 3 Männer befanden). Die Missionare entließen sie mit herzlichen Ermahnungen, das Gehörte nicht zu vergessen und dem Herrn treu zu bleiben, an den zu glauben sie angefangen. Zu Außern ging den Ausgehobenen selber, die mit ihren Landsleuten an der Küste stationiert wurden, nichts ab; auch nahm sich der Domine\* van Silt, ein frommer Schullehrer aus den gläubigen Kreisen der Stadt, der Pflegebefohlenen unsrer Brüder jeelsorgerisch an, obwohl er 2 Stunden Weges bis zu ihrem Lager zurücklegen mußte. Gelegentlich durften auch einzelne der unter die Zahne Gerufenen auf kurzem Urtand ihre Angehörigen in Baviaanskloof begrüßen. Wie aber sah es mit den zurück-

---

\* Anmerkung. Laut Angabe des Diarimus führten damals im Kaplande die Schullehrer den Titel „Domine“, die Geistlichen den Titel „Praedikant.“

gebliebenen Weibern und Kindern aus? Nun, ihrer Vorgesorgten beraubt und mir im Besitze weniger Stücke Viehes, für welches ihnen die Ansiedler nur ein höchst magres Weideland gelassen, gerieten sie bald in die bitterste Noth, namentlich während der Monate des Jahres, in welchen sie nicht durch Feldarbeit bei den umwohnenden Bauern sich etwas verdienen konnten. Das bißchen Vieh war bald geschlachtet, sie lebten von Wurzeln, so lange sie noch solche fanden, sie darboten und zehrten ab. Manche ließen sich gegen das Versprechen, daß ihre Männer nach der Rückkehr diese Schuld durch Feldarbeit abverdienen würden, von den Bauern Getreide auf Kredit geben. Die Brüder theilten ihr dürftiges Brod mit den Dürftigen, aber der hungernden Mägen waren zu viele. Sie schrieben an Oberst Gordon und erlangten, daß an die Bedrängtesten gewisse Rationen Mehl verteilt wurden. Theils waren dieselben aber zu klein und wurden zu selten ausgefolgt, theils scheinen diese Lieferungen nach einiger Zeit wieder eingestellt worden zu sein — kurz, die 3 Missionare mußten mit ihren Schülern einen danernden Nothstand tragen, der für sie um so drückender war, als sie ihn nur gelegentlich zu lindern, aber nicht zu beseitigen vermochten.

Dazu kam, daß unter den Zurückgebliebenen, namentlich in den beiden Kraalen, ein Gallenfieber auftrat, das besonders Anfang des Jahres 1794 heftig wüthete und Viele hinwegraffte. Die Brüder standen dem Uebel machtlos gegenüber, einige Arzneien besaßen sie, kannten aber ihre Anwendung und Zubereitung nicht. Sie thaten, was der gesunde Menschenverstand ihnen eingab; sie veranlaßten auch einen Arzt zu einem Besuche, der ihnen Medizin hinterließ, welche sie nach seiner Vorschrift anwandten. Aber die Lagerstatt und Pflege vieler Kranken war so erbärmlich, sie



waren durch den vorhergehenden Mangel so entkräftet, daß sie nicht genesen konnten. Besonders viel Kinder starben. Zugleich zeigte es sich aber auch, daß die Brüder bisher nicht vergeblich gearbeitet. Bei Tag und bei Nacht wurden sie bald da, bald dorthin gersen, um mit den Leidenden zu beten und ihnen göttlichen Trost zu bringen, oft den letzten, den Sterbetrost. Auch durjten sie von manchen Lippen Bekenntnisse einer über Tod und Grab triumphierenden Glaubensgewißheit vernehmen, die sie zu dem Herrlichsten rechneten, was sie derart bisher im Leben gehört hatten. Ein paar gestorbene Kinder von Getauften bildeten auf dem bereits angelegten Gottesacker die Erstlingsfrüchte, die ganz nach Christenweise bestattet wurden.\* Selbstverständlich lastete auch diese mehrere Monate währende Sendche wie eine schwere Bürde auf den Herzen der Sendboten.

Und spärlich war bei dem allen die Zahl der kleinen irdischen Sonnenblicke, welche auch den Christen, der gewohnt ist, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, aufmuntern und erfreuen, weil er auch sie als Beweise der

\* Anmerkung. Heidnische Hottentotten gruben für ihre Toten ein etwa 2 Meter tiefes, geräumiges Grab. In der einen Längswand desselben schaufelten sie dann eine gewölbte Vertiefung aus, in welche die in ein Schaffell gewickelte Leiche gesetzt wurde. Vor die Oeffnung des Gewölbes schlugen sie darauf Pfähle, die noch mit einem dichten Flechtwerk aus Reisig bedeckt wurden, so daß keine Erde in das Gewölbe eindringen konnte. Nun füllte man das Grab mit Erde, pflanzte ein Unkraut, sogenannte Hottentottenfeigen, darauf und bedeckte es zuletzt noch mit Steinen, damit es die Schakale nicht aufwühlen konnten. Frauen folgten nicht zu Grabe, sondern saßen in der Hütte der Anverwandten und rauchten. Nach der Beerdigung wuschen alle an ihr sich beteiligenden Männer sich die Hände und man verzehrte im Verein mit den Frauen irgend ein Stück Fleischnachspeise.



Fremdlichkeit seines Gottes betrachten darf. Aus den christlichen Kreisen von Kapstadt lief gelegentlich ein Brief, eine Spende an Tabak, eine Sendung von getrockneten Früchten für die Brüder oder von Reis für die hungrigen Kraalbewohner ein; Herr Lesieur, wie Josef von Arimathea, ein ehrbarer und frommer Ratsherr, beschenkte jene mit einem Fasse Wein, das sie recht erfreute, da sie nun doch den vielen Besuchern etwas Gutes vorzusetzen hatten. Aber diese Liebeszeichen kamen doch nicht oft, da es ja keine Posten gab, und Briefe wie Pakete nur durch zufällig des Weges fahrende Reisende befördert werden konnten. Anfänglich dienten auch die Besuche, welche meist Marsveld, ein paar Mal Schwinn, von Zeit zu Zeit in Kapstadt machen mußten, um Einkäufe zu besorgen und Verhandlungen mit der Regierung zu führen, als gleichzeitige Gelegenheiten, die christliche Verbundenheit mit den dortigen Gläubigen weiterzupflegen, und der jedesmalige Besuchende empfing dann stets auch einige handgreifliche Beweise der Teilnahme an dem jungen Missionswerk in klingender Münze oder in Form andrer nützlicher Gaben. Doch wenn auch die Liebe der Fremde nicht erkaltete, so spürten die besuchenden Brüder schon im Laufe des Jahres 1794 sowohl unterwegs bei ihrer Einfuhr in Vanerndöfen wie vollends in der Stadt, daß sich ein unheilswangres Gewitter über ihrem Arbeitsfelde zusammenzuziehen begann. Solche Besuche waren dann das grade Gegenteil von Aufmunterung. Vom 31. März bis 8. April (1794) machten Marsveld und Kühnel eine Reise zu einem andern Hottentottenstamm am Schlangenfluß, wo sie mit Freuden aufgenommen und ihre Botschaft vom Himmel mit Heißhunger verschlungen wurde. Aber wie konnten sie daran denken, ihre Seele weiter zu spannen, da der Boden in Baviaanskloof unter ihren Füßen zu wanken anfing!

Am 28. September 1794 machte sich Marsveld auf den Weg zu Prediger Vos auf dem „Roten Sand“ (Roode Zant), von wo er am 4. Oktober zurückkehrte. Bescheiden äußert Marsveld bloß: „Mein Besuch war nicht so ausgefallen, als ich erwartet hatte.“ Und doch hatte Vos die Brüder durch Frau Smith wiederholt grüßen lassen, ja selbst an sie geschrieben und sie sowohl aufgefördert, ihn zu besuchen, als seinen eignen Besuch in Baviaanskloof verheißeu. Woran ließ es der Wirt dem Gaste gegenüber fehlen? Nun, wir ersehen das auch aus dem rein sachlich gehaltenen Berichte Marsveld's. Letzterer hatte offenbar erwartet, in Vos einen lieben christlichen Bruder zu sehen, gegen den er sein bekümmertes Herz aufsthum, bei dem er warme Theilnahme und stärkenden Trost finden würde. Statt dessen trat ihm der „Herr Prediger“ entgegen, der dem Laienmissionar nicht unfreundlich, aber doch nur mit gnädiger Herablassung sich widmete und durch seine Fragen allerhand dogmatische Hintergedanken und Bedenken verriet, mit denen er aber doch nicht offen hervortrat. Auch wollte er Marsveld, ebenfalls nur um ihn zu prüfen, durchaus zwingen, beim Hausgottesdienst das Morgen- und das Abendgebet zu halten. Dieser bat jedoch bescheiden, ihm das zu erlassen; sein Wirt sei ein Prediger, er selbst aber nur ein Bruder, der zu den armen Hottentotten bernfen sei. Der Hottentott, der Marsveld begleitet hatte und von den Brüdern unterrichtet war, bestand übrigens die Prüfung, der ihn Vos unterwarf, zur Zufriedenheit. Gestaltete sich auch späterhin das Verhältnis zwischen Vos und Gnadenthal entschieden auf das allerfreundlichste und brüderlichste, so nahm Marsveld doch damals von diesem Besuch den Eindruck mit hinweg, daß die Zahl der wahren, warmen Freunde ihrer Personen und ihrer Arbeit gering sei. Indesß

je dunkler es um ihn und seine beiden Mitarbeiter wurde, desto vertrauensvoller und ausschließlicher suchten sie ihre Hülfe allein bei dem Gott, der Himmel und Erde gemacht hat; vor ihm schütteten sie einzeln und in gemeinsamem Gebet immer wieder ihre bedrängten Herzen aus.



## VII. Krieg und Kriegsgeschrei.

Waren die Brüder gleich bei ihrer Ankunft in Kapstadt Ende 1792 darauf vorbereitet worden, daß sie in den weißen Ansiedlern nur Gegner ihrer Arbeit finden würden, so machten sie doch, bald nachdem sie sich in Baviaanskloof dauernd niedergelassen, den redlichen Versuch, mit den Boeren in ihrer näheren und weiteren Umgebung ein Verhältnis guter Nachbarschaft anzuknüpfen. Arglos und lanter, wie sie selber waren, glaubten sie auch zuerst an das Gelingen ihres Vorhabens; denn nicht bloß freundlich, sondern gradezu freundschaftlich wurden sie bei ihren Besuchen von den Bauern aufgenommen. Indes hinter der gleißenden Maske einschmeichelnder Güte barg sich nur Falschheit, Mißtrauen, Erbitterung. Tennessen, der leider später selbst in seinem Verhalten zu den Missionaren eine bedauerliche Schwenkung vornahm, stach ihnen in dieser Beziehung zuerst den Staar, und wenn auch zögernd und widerstrebend, mußten sie sich selbst immer mehr davon überzeugen, daß mit ganz verschwindenden Ausnahmen die gesamte weiße Landbevölkerung sie und ihr ganzes Werk verwünschte und je länger desto entschiedener darauf Bedacht nahm, es wo möglich zu zerstören.

Woher aber diese gehässige Gesinnung? Nun, es waren verschiedene Abwässer, welche diesen trüben, unerfreulichen Strom speisten. Zuerst und vor allem gilt es festzustellen, daß die Anschauungen der Kolonisten und die der Missionare in Bezug auf die Hottentotten im denkbar größten Gegensatz zu einander standen. Erstere sahen in den Eingebornen nur eine Art von etwas höher veranlagten Tieren, denen gegenüber alles erlaubt sei und deren man sich nur soweit und auf eine solche Weise bediene, wie es die Rücksicht auf den eignen Nutzen gebiete. Diese Auffassung und eine dem entsprechende Handelsweise hatte durch einen nach Jahrzehnten rechnenden, niemals angefochtenen Bestand eine allgemeine Herrschaft über die Gemüther erlangt, das bittere Unrecht in ein vermeintliches Recht sich verwandelt. Da erschienen die Missionare mit einer ganz neuen Denkweise. Geleitet von den Gedanken einer Gleichheit und Brüderlichkeit, die nicht in dem Naturrecht, das die französische Revolution damals auf ihre Art verkündigte und verwirklichte, sondern in dem christlichen Glauben an die Allgemeingültigkeit der Erlösung wurzelten, kündigten sie sich von vornherein durch den bloßen Zweck ihres Kommens als Freunde der Unterdrückten an. Diese Thatfache genügte bereits, um die Boeren gegen sie einzunehmen, ihr Rassenstolz empörte sich dagegen, daß auf einmal 3 Weiße sich zu Genossen derer herabwürdigten, welche sie selber verachteten. Weiter verdrossen sie die Verfügungen der Landesobrigkeit, welche zwar den Brüdern keine besonderen Vergünstigungen einräumten, sondern ihnen nur den Schutz und die Freiheit der Bewegung zusicherten, deren sie zu ungehinderter Ausübung ihres Berufes bedurften. Endlich witterten sie ganz instinktiv, daß sie so ungestört wie bisher ihre Willkürlichkeiten und Bedrückungen gegen die Eingebornen

nicht würden fortsetzen können, da den letzteren nun 3 Anwälte\* erstanden wären, welche wohl im Interesse ihrer Schützlinge den Mund aufstun würden, ja ihr böses Gewissen schlug ihnen, aber ihr Eigennutz hielt sie davon ab, der Stimme desselben Gehör zu schenken.

So nimmt es nicht Wunder, daß die Missionare schon bei ihrer Ankunft sich gleichsam von einer Dornhecke ungünstiger Vorurtheile ringsum eingeschlossen sahen. Und dies Gestrüpp begann recht üppig emporzuwuchern und sich zu verdichten, sobald sie in volle Thätigkeit getreten waren. Da wurde die eigne Unwissenheit der Boeren als Umstand benutzt, um gegen die Mission einen Hauptvorwurf zu richten. Und diese Unwissenheit war damals, wie wir schon gelegentlich angedeutet, in der That groß. Die Regierung errichtete auf dem Lande keine Schulen. Einzelne Bauern, aber

\* Anmerkung. Daß die Brüder in Paviaanaskloof im übrigen redlich und ernstlich bemüht waren, von einem Fehler sich frei zu halten, den die Boeren später gelegentlich nicht ganz mit Unrecht der Mission zum Vorwurf gemacht haben, nämlich von einer einseitig blinden, Recht und Gerechtigkeit aus den Augen lassenden Parteinahme für die Hottentotten und gegen die Ansiedler, — dafür liegen in den Diarien eine ganze Reihe von Beweisen vor. Unnachlässig waren die Brüder, wenn das Vieh der Eingebornen bei der bekannten sorglosen Unachtsamkeit derselben auf wirklich den Bauern gehörigem Grund und Boden Schaden gestiftet hatte; solchen, die ein Unrecht begangen, z. B. einem Bauern 1 Schaf, ein ander Mal 1 Kuh oder 1 Pferd gestohlen hatten und die nun auf der Station Zusucht suchten, wurde das entwendete Gut abgenommen, um es dem rechtmäßigen Besitzer wieder zuzustellen, und die Aufnahme runderweg verweigert; in Fällen, wo es sich um ein schwereres Verbrechen handelte, z. B. einmal um den Verdacht eines Mordes, ließen sie den Betreffenden sofort festnehmen und gebunden entweder zu Tennissen oder zum Landdrosten von Stellenbosch bringen, — kurz sie thaten in dieser Beziehung alles, was man nur mit Fug und Recht von ihnen erwarten konnte.

allerdings nur verschwindend wenige, hielten darnm ihren Kindern Hauslehrer. Ein solcher bekam monatlich 8 Reichsthaler an Gehalt und 1 Pfund „vaterländischen“ Tabak bei im übrigen freier Station.\* Dafür war er nur verpflichtet, seine Zöglinge im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten. Das war vielen Ansiedlern zu kostspielig und erschien ihnen als unnötige Ausgabe, und statt den übertriebenen Staat ihrer Frauen und Töchter etwas einzuschränken, um die Mittel für Ausbildung ihrer Kinder zu gewinnen, ließen sie letztere lieber gar nichts lernen. So konnten die meisten weder schreiben noch lesen, und ihre Kenntnisse auf dem Gebiete des Christentums waren gleich null. Es gab welche, die von der Existenz des Pfingstfestes und seiner Bedeutung keine Ahnung hatten; ein Bauer mußte sich von einem in Baviaanskloof unterrichteten Hottentotten, den er aus Men-

\* Anmerkung. Solcher ungläubliche Schwierigkeiten hat die Ermittlung des Wertes der damaligen kayschen Münzen in heutigem Gelde verursacht. Ob 1 kayscher Reichthaler 90 Cent oder 2 Gulden 40 Cent holländisch entspricht, das ist die leider noch nicht gelöste Streitfrage. Wahrscheinlicher ist uns die letztere Annahme aus Gründen, deren Entwicklung hier zu weit führen würde. Wir machen also nur kurz folgende Anstellung: 1 (kayscher) Reichthaler = 2 Gld. 40 ct. holländ. = 4 R. 8 Pf. deutsche Reichsmünze; 1 Reichthaler = 8 Schilling, 1 Schilling = 40 ct. holländ. = etwa 5 1/2 Pf.; 1 Schilling = 6 Stüber, 1 Stüber = 5 ct. holländ. = etwa 8 1/2 Pfennig. Ausgabe der Brüder von 1793 bis Ende 1798: 6225 Reichsth. 3 Schill. 3 Stüber = rund 25 400 Mk., dividirt durch 18 d. h. 6 Jahr  $\times$  3 Personen giebt pro Person und Jahr an Ausgabe 1411 Mk. (wobei die Kosten für Kohrhammers nicht einmal mit berücksichtigt sind, obwohl sie den größeren Teil des Jahres 1798 schon in Baviaanskloof wohnhaft). Ausgaben für Wauten, Unterhalt der Bauleute, der Vrr. Marsvefs, Kühnel und Geschw. Kohrhammer im Jahre 1799: 7621 Reichsth. 5 Stüber = rund 31100 Mk.; Gesamtanfgabe von 1793 bis Ende 99: 56560 Mk.



gier zu examinieren begann, dahin belehren lassen, daß der erste Mensch nicht Noah, wie er glaubte, sondern Adam, wie jener behauptete, geheißen habe; ein anderer wurde von einem andern Hottentotten davon überführt, daß nicht die Weisen aus dem Morgenlande, sondern die Hirten von Bethlehem das neugeborne Jesuskind zuerst aufgesucht hätten. Daß die verachteten Schepsels sie nun mit einem Male an gewöhnlichen Schulkenntnissen und an Wissen auf dem Gebiet der biblischen Geschichte zu überragen aufingen, daß dieselben überhaupt durch ihre ganze Ausdrucksweise und den Inhalt ihrer Worte bekrundeten, ein gewisses geistiges Erwachen und Nachdenken sei in ihnen erzielt worden, verdroß die Ansiedler aufs äußerste und kränkte ihren Rassenstolz aufs tiefste. Statt aber aus diesem Thatbestande den mindestens ebenso berechtigten Schluß zu ziehen, sie müßten sich ihrerseits nun ebenfalls rühren und Maßregeln ergreifen, um dem in ihren Reihen herrschenden Mangel abzuhelpfen, machten sie das der Mission zu einem schweren Vorwurf, daß sie überhaupt die Hottentotten lehre, erhoben sie die Forderung, daß die Brüder diese Thätigkeit ganz einstellen sollten. — Einen weiteren Angriffspunkt — und er ist nicht grade angenehm zu erörtern — bildete die sittliche Hebung, welche dank der Arbeit der Brüder bei den Bewohnern von Baviaanskloof und nicht am wenigsten bei dem weiblichen Teil derselben stattgefunden hatte. Die zu besserer Erkenntnis Gefommenen weigerten sich beharrlich, sich ferner noch zur Befriedigung der Lüfte ihrer Brotherrn herzugeben. Letztere hatten gleichwohl die Stirn zu leugnen, daß Sünde Sünde sei, und warfen den Brüdern vor, dieselben füllten die Köpfe der Eingebornen mit verrückten Ideen und lehnten sich gegen das auf, was bisher allgemeiner Brauch und gutes Recht gewesen wäre. Einer dieser saubren Genossen



war z. B. der oben erwähnte Bauer Plaisir, dem die Brüder alle mögliche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit erwiesen und dem sie als Briefleser und Brieffschreiber dienten, da er nicht einen Buchstaben kannte. So ging es damals in einem Lande zu, wo es, wie das Diarium naïv bemerkt, „bei Vielen Mode war, keine Frau zu haben, aber doch viele Kinder.“ — Der Erbitterung gegen das Werk in Baviaanskloof die allgemeinste Verbreitung im ganzen Gebiet der Kolonie zu verschaffen, diente endlich der Mangel an Arbeitskräften, der sich in den Jahren 1793 und 94 fühlbar machte. Zum größten Theil beruhte er darauf, daß alle wehrfähigen hottentottischen Männer zur Landesverteidigung in und um Kapstadt versammelt waren. Wenn man im Kreise der Boeren absichtlich gegen diesen Umstand die Augen verschloß und alle Schuld auf die neue Niederlassung schob, so verfuhr man ungerecht. Indes völlig aus der Luft gegriffen war die Anklage nicht. Aber welche Bewandnis hatte es mit ihr? Nun, die nötige Feldarbeit konnten die Banern von 2 Klassen von Menschen, entweder von ihnen gehörigen Sklaven oder von nur zeitweise gemieteten Hottentotten verrichten lassen. Manchen von ihnen war es obrigkeitlich verboten, Sklaven zu halten, weil sie die, welche sie besaßen, zu grausam und unbarmherzig behandelte. Andre (und das war die Mehrzahl) fanden es wirtschaftlich unvorteilhaft, Gelder in die Anschaffung von sterblichen Sklaven zu stecken und diese auch während des Theiles des Jahres durchfüttern zu müssen, in welchem es nicht genügend Arbeit für sie gab. Alle diese hielten sich also bloß an die Hottentotten, die jederzeit zur Verfügung standen und verabschiedet werden konnten, wenn man sie nicht mehr brauchte. Das war ja auch ein Vorteil für die Banern, daß die des beßen Weide- und Ackerlandes beraubten Eingebornen nicht

mehr allein vom Ertrag ihrer Viehzucht leben konnten, sondern durch die Noth gezwungen in Dienste bei den Bauern treten mußten; deshalb fand man auch stets in erreichbarer Nähe jedes Bauernhofes eine kleinere oder größere Zahl von ihnen angesiedelt. Seit Baviaanskloof gegründet war, trat nun jedoch in diesem bisher bestehenden Verhältnis ein Aenderung ein. Trotz aller fort und fort über die Brüder ausgestreuten Verleumdungen, trotz aller seitens der Bauern angewandten List und Gewalt verließ eine immer wachsende Zahl von Einzelnen wie von hottentottischen Familien ihren bisherigen Wohnsitz und zog zu den 3 weißen Freunden ihres Volkes, um gelehrt zu werden. So erwuchs zunächst in der That für manche Bauernhöfe ein Mangel an Arbeitskräften in der Erntezeit, während für die Landbesitzer um Baviaanskloof eher ein die Nachfrage übersteigendes Angebot von Arbeitern zu erwarten stand. Daß man es bisher eben sehr bequem gehabt, daß man die Hottentotten auf das schönste ausgenutzt, ja oft ihren rechtmäßigen Lohn verkürzt oder sie darum geprellt hatte, fiel Niemandem ein; daß diese Leute, die man, wer weiß wie oft, von ihren Plätzen verdrängt, denen man eigentlich überall das Wohnen unleidlich gemacht, doch auch das Recht haben mußten, da sich niederzulassen, wo es ihnen wohl gefiele und wohl ginge, daran dachte bei den über diese Eingebornen allgemein herrschenden Anschauungen ebenso wenig Jemand. Man klagte vielmehr über die Auflösung der bestehenden Ordnungen des Gemeinwesens. Man behauptete, um Baviaanskloof wäre eine zu große Ansammlung von Menschen eingetreten, als daß alle dort ihr Auskommen und Brot finden könnten. Man heuchelte Mitleiden mit den armen, vergeblich dort verhungierenden Hottentotten. Man tobte gegen die Mission und schwor ihr den Untergang.

So beschaffen war die Gesinnung bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Boeren. Sie hatten außerdem noch einzelne Verbündete, die allerdings keineswegs durch ihre Menge, aber um so mehr durch ihren Einfluß und das Gewicht ihrer Stimme eine Gefahr für Baviaanskloof bedeuteten. Das waren Gegner aus kirchlich religiösen Gründen. Die Mission überhaupt, eine Mission, gegründet von Ausländern, von nicht reformierten Christen, von Laien, von als Kettern und Sektierern verschrieenen Herrnhutern war ihnen ein Dorn im Auge. Als ihr Hauptvertreter und Vorkämpfer mag der Prädikant Vorchers, der reformierte Geistliche in Stellenbosch, gelten, ein Mann, den Leidenschaftlichkeit und Ehrgeiz zu seinem eignen größten Feind machten. Später, als er selbst ein Anderer geworden, als er Baviaanskloof besser kennen gelernt, als ihm das Lesen von Spangenbergs Idea und Kranzens Geschichte Grönlands die Giftzähne ausgebrochen, war er Ehrenmann und Christ genug, um den Brüdern offen zu gestehen, sie wüßten nicht, wie viel Schaden er ihnen zugefügt, aber auch um ihnen sein Bedauern im Blick auf das Geschehene und die Bitte um Vergessen desselben auszusprechen. Er wollte z. B. einmal eine vernichtende Beschwerdeschrift gegen die 3 Dulder und Kämpfer in Baviaanskloof bei der Regierung in Kapstadt einreichen, mußte aber von seinem Vorhaben abstecken, da einige seiner Kirchenratsmitglieder trotz allen Hochdrucks seiner Beeinflussung beharrlich ihre Unterschrift verweigerten.

Welcher Waffen bedienten sich nun aber alle diese Gegner? Sie arbeiteten einmal im Geheimen daran, die leitenden Männer in Kapstadt gegen die neue Niederlassung einzunehmen. Was alles von Einseitigkeiten, Entstellungen und Unwahrheiten gegen die Brüder losgelassen

wurde, haben diese entweder gar nicht im einzelnen oder erst später erfahren; andres berichteten ihnen die Freunde in der Stadt, die treulich das Ihre thaten, um die Angriffe zu parieren, und die gelegentlich auch brieflich einen Wink erteilten, wenn es angezeigt war, daß wieder einmal einer der Brüder persönlich erscheine und durch seine Darstellung sich ansammelnde Nebel zerstreue; einiges konnten die Missionare auch aus den Andeutungen der Herren Rheinis, Gordon und Andrer schließen. Das grade bedrückte die Drei ja am meisten, daß sie schon längere Zeit wußten und fühlten, es sei etwas gegen sie im Werke, daß sie jedoch wenig Greifbares erfuhren, und wenn sie mit Landbesitzern zusammentrafen, fast ausnahmslos derselben gleichgültigen Freundlichkeit begegneten, welche sie im Anfang für bare Münze zu nehmen geneigt gewesen waren.

Daneben fehlte es indeß auch nicht an offenen Angriffen verschiedner Art. Beginnen wir mit einem Liede von der Glocke, eigentlich einer Lapalie aus Krähwinkel, die aber in mehrfacher Beziehung zu kennzeichnend ist, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen können. Im April 1793 hatte der redliche Kühnel aus einem Stück Messingblech, das er in 3 Teile zerschnitten, ein Ding zusammen-genietet, das wie eine Glocke ansah, wenn es auch nicht ganz so klang, das aber doch weithin kreischende Laute von sich gab und insofern seinen Zweck erfüllte, als es die entfernter wohnenden Hottentotten zum Gottesdienst herbeirief. Indesß die Freunde in Kapstadt fanden dies Instrument doch gar zu mißtönend und dürftig; so sammelten sie eine Summe von 40 Reichsthalern, für welche im Oktober 1793 auf einer Versteigerung eine wirkliche Glocke gekauft wurde, die bisher auf einem Bauernhof die Arbeiter an ihr Tagewerk und zu den Mahlzeiten gerufen. Sie maß 5 $\frac{1}{2}$  Schuh

im Umfang und 1 Schuh 1 Zoll an Höhe. Große Freude bei ihrer Ankunft unter den ahnungslosen Missionaren wie unter den Hottentotten, die ein so lautredendes, schöngeformtes Ding überhaupt noch nie gesehen, nie gehört hatten! Und die Befriedigung erreichte den höchsten Gipfel, als sie ein paar Tage darauf an einem einfachen Glockenstuhl 14 Schuh über dem Boden befestigt worden war und ihre vollen, reinen Töne weithin entfaulde. Ende November wurde indeß einer der Brüder zu Tennessen entboten, der in Kapstadt gewesen war und dort eine große Aufregung über die Glocke vorgefunden hatte. Der Geistliche von Stellenbosch, jener Präbikant Borchers, hatte dieselbe veranlaßt durch eine Beschwerde an die Regierung, in der er behauptete, die Glocke störe ihn (er wohnte zwei Tagereisen von Baviaanskloof!) und gereiche seinem Gewissen zu Anstoß und Aergerniß. So brachte Tennessen den Befehl mit, die Glocke, die als völlig ungefährlich befunden worden, so lange sie, wie hie und da üblich, auf dem Bauernhofe ihre Stimme hatte erschallen lassen, dürfe nicht mehr geläutet werden; denn ihre Einladung zum Gottesdienst — ja das sei eine ganz andre, eine höchst bedenkliche Sache. Und eine Art von Begründung dieser Vorschrift wurde auch gegeben, die ein reizendes Bild von christlicher Duldsamkeit einer evangelischen Schwesterkirche gegenüber der andern liefert: Die lutherische Kirche in Kapstadt durfte auch keine Glocke besitzen und ertönen lassen, folglich in Baviaanskloof erst recht nicht dergleichen! Also schwieg die Glocke, bis ein Regierungsbeamter, ein gewisser Herr Brand, Anfang Dezember 1793 die neue Niederlassung besuchte, dem die Brüder ihre Not klagten und die Unentbehrlichkeit einer läutenden Glocke nachwiesen. Er versprach Abhilfe, gestattete das Läuten einstweilen und trug, nach der Stadt zurück-

gefehrt, die Gelegenheit einem auf der Durchreise nach Batavia in Kapstadt sich aufhaltenden Commissar der holländisch ostindischen Handelsgesellschaft wie dem Gouverneur vor. Ende Dezember traf sodann ein Schreiben jenes Beamten an Tennessen ein, das ein für allemal den Gebrauch der Glocke gestattete. Wie verwunderte und betrübte es jedoch Marsveld, als er, vom 6.—16. Januar 1794 in Kapstadt verweilend, aus dem Munde desselben Beamten ein abermaliges Verbot des Läutens der Glocke entgegennehmen mußte, begründet wieder mit der Lächerlichkeit, daß man die Glocke in dem (2 Tagereisen entfernten) Stellenbosch hören könne, und mit der befremdlichen Entschuldigung, daß allzuviel Klagen gegen die Brüder einliefen. Alle Einwendungen des Missionars waren vergeblich. So verstummte denn die arme Glocke aufs neue und diesmal auf längere Zeit, denn erst unter englischer Oberherrschaft am 21. Oktober 1797 konnte für ihre Erlösung von dem Banne ein gut Wort eingelegt werden, auf welches dann am 19. März 1798 ein ihren Mund öffnendes Schreiben des Sekretärs des Gouverneurs einlief und ebenso ein Brief vom Landdrosten von Stellenbosch. Hottentotten eilten dann aus freien Stücken mit 3 Ochsenwagen zu dem 1<sup>ten</sup> Tagereisen entfernten Meeresstrande und holten dort Menschen, die gebraunt als Kalk dienten, um die Aufführung eines hübschen steinernen Glockenstuhles zu ermöglichen, so daß die viel Verfolgte nun einen wahren Ehrensitz erhielt und hinfürder die Aufmerksamkeit der zahlreichen Besucher Baviaanskloofs erregte, die sich immer wieder ihre Geschichte erzählen ließen. Auf einem 1820 erschienenen Buntdruck prangt sie und ihr Gerüst denn auch stattlich und augenfällig im Mittelgrunde.

Dieser kleine Zug, nur das Vorspiel zu andern ernsteren Belästigungen und Angriffen gegen die Brüder, läßt aller-



dinge die Selbstständigkeit, die Willenskraft und das antliche Ansehen der leitenden Männer in Kapstadt nicht gerade in glänzendem Lichte erscheinen. Von Wankelmuth, Schwäche und Feigheit können und wollen wir sie nicht freisprechen. Indes zu streng darf man auch nicht über sie urtheilen. Einige von ihnen wie Rhenius und Gordon bekundeten ihr persönliches Wohlwollen für die Brüder und ihre freudige Theilnahme an den Fortschritten des Werkes jeuer auf das Unverholenste, ja hatten es keine Hehl, daß sie die Mission als einen Segen für das Land, für die armen, unterdrückten Eingebornen ansähen und mit ihren Sympathieen ganz auf Seiten der Mission ständen. Andernseits war die Lage dieser Herren jedoch derartig, daß sie unter den vorhandenen Verhältnissen ihrer innersten Ueberzeugung kaum ungezwungen Folge zu leisten vermochten. Sie standen unter dem Gouverneur und dieser wiederum war der oberste Beamte eines Gemeinwesens, das man schon seiner Entstehung und Beschaffenheit nach einen Privatstaat, ja ein überseeisches Engros-Geschäft zu nennen sich versucht fühlt. Möglichst wenig ansgeben und möglichst viel einnehmen, dieser Gesichtspunkt der holländisch ostindischen Kompagnie hatte auch im Kaplande zu lange gegolten, eine allseitige, gesunde Entwicklung zu lange unterbunden und grobe unsittliche Auswüchse zu lange wuchern lassen, als daß sich eine wirklich innerlich starke Regierungsgewalt, von der die Bevölkerung viel erwarten und der sie unbedingt vertrauen konnte, hätte zu entfalten und einzubürgern vermocht. Höchstens hatte die Willkühr einzelner Gouverneure dazu beigetragen, die Regierung bei den Bürgern der Stadt wie bei den Ansiedlern auf dem Lande mißliebige, ja beinahe verhaßt zu machen. Gehehmt war ferner die Bewegungsfreiheit der Leiter der Kolonie durch die Kammer der XVII, welche von Holland aus



regieren wollte und welche durch die Kontrolle reichlich oft erscheinender General-Kommissare das Ansehen ihrer obersten Kolonialbeamten auch nicht gerade förderte, gehemmt auch durch ein ihnen zur Seite stehendes Kollegium von in Kapstadt ansässigen Rats Herrn, die zum Teil sehr ehrenwerte Männer, zum Teil aber auch durch verwandtschaftliche Beziehungen und durch Intressen des eignen Nutzens so sehr mit dem bestehenden Schlenrian und den vorhandenen faulen Zuständen verflochten waren, daß sie vereinzelt Versuchen zur sittlichen Hebung und zur Verbesserung der Kolonie sich hartnäckig entgegenstemmten.\* Dazu kamen dann die besondern Zeitverhältnisse. Auch in den Schluchten des Tafelberges versingen sich Windstöße, die von dem jenen revolutionirten Frankreich herüberdrangen, auch unter den Boeren gährte es, vollends seitdem im Anfang des Jahres

\* Anmerkung. Ein paar zusammenhängende Ausgaben über die damalige staatliche Einrichtung des Kaplandes interessieren vielleicht den und jenen Leser. Der Gouverneur, dem Namen nach dem in Batavia residirenden General-Gouverneur von Ostindien unterstellt, wurde von der Kammer der XVII ernannt, ebenso der ihm zur Seite stehende, aus einer Anzahl von Mitgliedern bestehende Rat. Der Kammer der XVII war er und diese Körperschaft allein verantwortlich. Alle ausübende, gesetzgebende und richterliche Gewalt ruhte im übrigen aber ausschließlich in den Händen des Gouverneurs und dieses Ratskollegiums. Das Land war in Distrikte eingetheilt, an deren Spitze Landdrosten standen. Diese hatten wieder eine Anzahl Feldwachtmeister unter sich, denen einige Polizeisoldaten zur Hand gingen. Tugend welchen Einfluß auf Verwaltung und Regierung auszuüben vermochte weder die städtische, noch die ländliche Bevölkerung, da eine Volksvertretung nicht existierte. Unter der Willkürherrschaft des von 1771—1785 regierenden Gouverneurs Joachim von Plettenberg war aber die Unzufriedenheit so groß geworden, daß die Bürger 1779 und 1785 Gesandtschaften nach Holland schickten, um bei dem Direktorium der XVII eine Umgestaltung des Rates und namentlich des Gerichtshofes, der zum Teil mit Mitgliedern des

1793 die Kammer der XVII in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit eine Erhöhung der Steuern verfügt hatte, die der Gouverneur aber, um den sich zusammenballenden Unwillen zu beschwichtigen, wieder rückgängig machen mußte. Stimmen unter den Ansiedlern wurden laut, man solle mit der Krämeherrschaft ein Ende machen und ein selbständiges Staatswesen gründen, das nicht mehr von dem fernen Holland anregiert werde, sondern frei sei und sich selbst bestimme. Endlich wußte man, daß Holland von der französischen Republik mit Krieg überzogen war, man fürchtete den Angriff einer französischen Flotte. Kein Wunder, daß den leitenden Männern der Kolonie dieser unschuldige Zankapfel Baviaans-kloof immer unbequemer und lästiger wurde! Kein Wunder, daß wir die Haltung des Gouverneurs und seines Stabes kurz dahin kennzeichnen können: Erst ein kräftiges Eintreten

Nates besetzt war, auszuwirken. Abgewiesen wenden sich die Gesandten 1785 an die General-Staaten Hollands, eine Art Volksvertretung, und klagen nicht bloß über ihre Unterherren am Kap, sondern auch über ihre Oberherren in Holland, über die Kammer der XVII. Nun nimmt sich die Regierung des Handels an, und schließlich ernennt der Statthalter 2 Commissare, Neberberg und Frefenius, die 1793 nach dem Kap kommen und eine Untersuchung vornehmen sollen. Damals war Nhenius stellvertretender Gouverneur, ernannt als Nachfolger Cornelius Jakob van der Graaffs, der 1785 auf Plettenberg gefolgt war und bis 1790 regiert hatte. Von den 2 Commissaren erwartete die Bevölkerung des Kaplandes viel, aber es geschah wenig. Die beiden Herren reisten ziemlich bald nach Batavia weiter, nachdem sie Smutsken als Gouverneur und Generalbevollmächtigten an Nhenius' Stelle eingesetzt und die Hauptbeamten der Kolonie als Regentschaftsrat ihm zur Seite gestellt hatten. Da brach — eine unmittelbare Folge der französischen Revolution und ein Gerücht über die vorhandene Mißwirtschaft — jäh das Ende der Herrschaft jener Handelsgesellschaft herein. Das in kurzem eine Darstellung, die zum Teil sich stützt auf englische und holländische Quellen, welche Pastor A. Kleinschmidt in Jeyst uns zu erschließen die Güte hatte!

für die neue Niederlassung und ihre Rechte, dann, je unsicherer den Herren der Boden unter den eignen Füßen wurde, ein zunehmendes Schwanken, eine wachsende Bereitwilligkeit, den Gegnern der Mission, ihren unberechtigten Klagen und Forderungen nachzugeben, schließlich geradezu der Plan, die Mission aufzuopfern!

Thatsachen belegen das. Wie bereits erwähnt, hatte der Bau einer Kirche, oder wie die Brüder, um allen Anstoß zu vermeiden, sich ausdrückten, eines Versammlungshauses als dringend notwendig sich herausgestellt. Auch die leitenden Männer in Kapstadt hatten sie anfänglich dazu ermuntert, nur an den nötigen Mitteln und Arbeitern schien es zu fehlen. Indesß das Blatt wandte sich. Ja, am 30. September 1794 sprach der Gouverneur bei einer Unterredung mit dem nach Kapstadt gereisten Schwinn ein direktes Verbot des Baues aus. Nicht ein Zwartbeesthuis (Schweine-stall) dürfe aufgeführt werden, sondern in Baviaanskloof müsse alles so bleiben, wie es bisher gewesen, sonst werde er wieder mit Beschwerden überlaufen; die Brüder hätten so viel Feinde, daß sie, wenn er bisher nicht über ihnen gewacht, längst von ihrem Platz vertrieben sein würden. Er äußerte noch andres, worauf wir weiter unten zurückkommen. Seine und Tennessens Vorschriften, sich so still wie möglich zu verhalten und alles beim Alten zu lassen, waren so nachdrücklich, daß die Brüder für die Zeit auch die bereits vorbereitete Errichtung eines Nebengebäudes aufgaben, in welchem die in ihrem Raum so sehr Beengten einige Vorräte bergen und Kühnel eine Werkstatt schaffen wollten, damit er, ein gelernter Messerschmied und Mechanikus, zu Gunsten der Mission etwas verdienen könne. Selbst den Bau eines Ziegenstalles untersagte Tennessen! — Aber noch andre Zeichen der Zeit offenbarten sich. In den

ersten Monden ihres Wohnens in Baviaanskloof wurden die bei Tenneffen oder beim Landdrosten von Stellenbosch eingereichten Beschwerden der Missionare über Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen die Hottentotten, welche unwohnende Bauern sich erlaubten, stets berücksichtigt. Nicht bekamen sie auch gegenüber einer Anzahl von An- und Eingriffen, die sich auf das den Brüdern und ihren Schützlingen von der Regierung angewiesene Gebiet um Baviaanskloof bezogen, die wir aber, ohne uns zu sehr zu verweiläufigen, hier nicht einzeln vorführen können. Alle derartigen Versuche bezweckten einmal Vergrößerung des Besitzes anwohnender Bauern, dann aber auch gleichzeitig eine so weit gehende Verkleinerung des Missionsplatzes, daß ihren Bewohnern und dem Vieh derselben die Möglichkeit der Existenz dort abgeschnitten würde. Indes diese Versuche hörten nicht auf, unwahre Berichte über Ausdehnung und Grenzen des Landes um Baviaanskloof, wurden an den in Kapstadt mit der Landverteilung betrauten Beamten abgestattet, auf Grunde deren er zu der Station gehöriges Gebiet an Andre vergab und vermessen ließ. Der jedesmal in der Stadt besuchende Bruder, meist Marsveld, vermochte zwar noch diese Maßregeln rückgängig zu machen und erhielt, namentlich in der ersten Zeit, die blüdigsten und feierlichsten Versicherungen aus dem Munde der regierenden Herren, daß seinen Hottentotten kein Fuß breit des ihnen und den Brüdern ja von der Regierung selber angewiesenen Landes entrißen werden solle; jedoch was er trotz aller Bitten nicht erlangen konnte, war eine schriftliche Eigentumsurkunde und eine amtliche Abgrenzung des Stationsgebietes. Dessen bedürfe es nicht, das sei vollständig überflüssig; so hieß es stets. Endlich befand es sich aber zum tiefsten Schmerz der Brüder, daß Niemand anders als Tenneffen selber mit seinem Sohne die Hand nach der bescheidnen, wenig fruchtbaren

Scholle ausstreckte, die man den armen Hottentotten in dieser Gegend noch gelassen, und daß er Aussicht habe, seinen Zweck zu erreichen. Wie war das möglich? Nun, Tennessen war kein überzeugungstreuer, gläubiger Christ, sondern nur ein so weit anständiger Mann und im übrigen ein kluger, praktisch tüchtiger und schneidiger Subalternebeamter, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Wie dem Kaffern sein Häuptling, so galten ihm seine Vorgesetzten als seine Götter. Von den letzteren an ihn warm empfohlen, ja für dieselben gradezu verantwortlich gemacht, hatte er die Brüder freundlich aufgenommen und ihnen besonders in der ersten Zeit jeden Vorschub geleistet, ja viele Freundlichkeit erwiesen, was sie stets mit aufrichtigem und warmem Dank anerkannten. Daß seinen Vorgesetzten das zu Gehör kommen und er dabei sich gut stehen würde, darauf rechnete er. An die Zukunft, ja überhaupt an die Möglichkeit einer Mission unter den Hottentotten glaubte er indeß nicht im entferntesten, wie er den Brüdern auch rückhaltlos sagte, schon als sie noch bei ihm wohnten. Er hielt ihren Plan für ein unausführbares Hirngespinnst. Aber sie könnten ja einen Versuch machen; wenn der mißlingen sei, sollten sie nur wieder zu ihm ziehen, er werde sie anstellen, ihnen weiterhelfen, kurz sich ihrer bedienen, wozu ihre Dankbarkeit gegen ihn dieselben verpflichte; darauf rechnete er auch. Daß ein Gotteswerk in Baviaanskloof entstand und Wurzel schlug, war der erste Fehler in seiner Rechnung. Indeß was er dort sah und hörte, machte einen tieferen Eindruck auf ihn, wenn er denselben auch bald wieder abzuschütteln suchte, und er blieb in freundlichem Einvernehmen zu den Brüdern; merkte er doch, daß seine Vorgesetzten in Kapstadt mit wohlgefälligen Blicken auf die Arbeit derselben schauten. So lange diese hohe Huld anhielt, versagte auch seine Geduld nicht an-

gefichts der mancherlei Unlusten, die er der Hottentotten in Baviaauskloof wegen mit den Bauern anzufechten hatte. Doch die Erbitterung der letzteren nahm überhand, und mit ihnen wollte er sich der 3 wunderlichen Heiligen wegen, von denen er doch nichts zu erwarten hatte, auch nicht völlig überwerfen. Ja, je mehr jene Erbitterung wuchs, desto nachgiebiger ihnen gegenüber, desto lauer in der Wahrnehmung der Intressen der Brüder zeigten sich seine Vorgesetzten. Tennessen nahm also eine allmähliche Schwenkung vor, seine Berichte nach Kapstadt über Baviaanskloof begaumen ungünstig zu werden, obschon er äußerlich fort und fort freundlich mit den Brüdern verkehrte, die ihrerseits mit wachsendem Bedauern merkten, daß er nicht offen gegen sie sei, ja allerhand gegen sie im Schilde führe. Da trat die Möglichkeit einer Veränderung seiner eignen Lage ein. Seine Vorgesetzten faßten den Plan ins Auge, das Negierungsland, dessen Nießbrauch er als Beauftragter hatte, aus Sparsamkeitsrückichten zu verpachten oder zu verkaufen. Wurde diese Absicht verwirklicht, so bedeutete das eine Verschlechterung seiner bisherigen, äußerst günstigen ökonomischen Lage. Darauf bedacht, für diesen Fall sich einen möglichst vorteilhaftesten Rückzug zu sichern, richtete er seinen Blick unwillkürlich auf das Besitztum seines Sohnes. Dieser hatte, wie früher erwähnt, 1½ Stunde von Baviaanskloof ein Haus gebaut, einen Garten angelegt und einen landwirtschaftlichen Betrieb eröffnet. Der Gouverneur hatte, wie Tennessen selbst früher den Brüdern wiederholt erzählt, das nur unter der Bedingung gestattet, daß der junge Mann die Hottentotten nicht aus ihrem Besitztum verdränge oder ihnen irgend welchen Schaden zufüge; sobald in dieser Beziehung Klage gegen ihn laut würde, müsse er Haus und Platz verlassen, da der Grund, auf dem er sich angebaut, eigentlich auch schon den Hotten-



totten gehöre. Diese Bedingung, an sich schon den beiden unbequem genug, empfanden nun Vater und Sohn doppelt und dreifach unerträglich, da der Vater möglicherweise seine fette Pfriinde verlieren sollte und dann zum Sohne ziehen wollte. Nein, da mußte der Grundbesitz erweitert und vergrößert werden. Das konnte aber nur in der Richtung und auf Kosten der neuen Missionsniederlassung geschehen, also nieder und fort mit derselben! Von nun an arbeitete der alte Tenneffen mit der ganzen Kraft seines nicht zu unterschätzenden Einflusses an der Zerstörung desselben Werkes, dessen Gründung und Anfänge er so eifrig und dienstbeflissen befördert; ja er machte sich zum bereitwilligen Vertreter und Verfechter aller feindlichen Pläne der umwohnenden Bauern, während sein Sohn mit den Hottentotten von Baviaanskloof Handel anfang und widerrechtlich ihr Vieh pfändete unter dem Vorgeben, daß dasselbe, der rechten Hütung entbehrend, in seine Fluren eingebrochen sei. Gegen die erschrockenen Eingebornen fuhren dann Vater und Sohn in heftigen Reden aus und erklärten ihnen rund heraus, daß sie mit ihren 3 Hirten das Land würden meiden müssen, ja verschiedene Bauern äußerten sich unter Schimpfreden und Schmähungen über die Brüder so, als ob die Existenz von Baviaanskloof nur noch nach Tagen oder höchstens Wochen bemessen sei. Anfänglich wollten die Missionare ihren Getreuen, die solche Rede in tiefer Betrübniß hinterbrachten, keinen Glauben schenken; sie hatten ja gar nichts verbrochen, sondern nur der Elenden und Verachteten sich angenommen. Aber sie mußten sich bald davon überzeugen, daß die Drohungen ernst gemeint seien; denn Tenneffen sagte es ihnen grade heraus und ein noch viel höher Gestellter that es, nämlich der Gouverneur Shuysten bei Gelegenheit jener oben bereits erwähnten Unterredung



mit Schwinn. Es zeigte sich nämlich, daß Bischof Rothe und Baron von Rankau richtig geurtheilt hatten, als sie unter den Bedingungen, an welche von der Kammer der XVII die Wiedereröffnung der Mission (siehe Abschnitt 3) geknüpft war, jene Bestimmung bedenklich fanden, die Missionare sollten sich an keinem Orte niederlassen, wo sich bereits christliche Gemeinen befänden. Wohl hatte damals der Präsident der Kammer dieser Verfügung die denkbar harmloseste und günstigste Deutung gegeben und er wie seine Amtsbrüder hatten allein das Recht, diese Bestimmungen zu deuten, weil sie dieselben aufgestellt. Indes während Temessen und die Boeren auf ihre derbe, bäurische Weise auf den Untergang der Missionsstation hinarbeiteten, unterminierten der Prediger von Stellenbosch und Consorten auf seine, herrenmäßige Weise den Grund, auf dem das Gotteswerk aufgeführt war. Sie beriefen sich nämlich grade auf jene Bestimmung, erklärten — o Hohn und Verblendung! — das Kapland für ein christliches Land, für gleichsam eine große christliche Gemeinde, und die Errichtung von Baviaanskloof für ungesetzlich, weil in Widerspruch mit jener Verfügung stehend; sie forderten weiter, daß die Niederlassung aufgehoben und die Missionare ein 20, 30 Tagesreisen weit landeinwärts an die Grenze zu Buschuegern und Kaffern geschickt werden möchten; dort würden sie am rechten Plage sein und der Kolonie dadurch Dienste leisten, daß sie diese kriegerischen Nachbarn zur Ruhe brächten, (welche nach dem Urtheil besonnener Ansiedler nur durch die Raublust und Grausamkeit gewisser Bauern in so erbitterte Feinde der Kolonie verwandelt worden waren). Was nun aber für Schwinn und nachher für seine beiden Mitarbeiter das Allerniedererschlagendste war, bestand in der Thatfache, daß der Gouverneur selber sich diese Auffassung zu eigen ge-

macht hatte und sie bei jener Unterredung offen als seine Ueberzeugung aussprach, nur mit der Einschränkung, daß er noch die Rückkehr der nach Batavia gereisten General-Kommissare einwarten und ihr Gutachten einholen wollte, ehe er entscheidende Schritte thäte. Als Schwinn sich des Einwandes bediente, den seiner Zeit der Präsident Temminck zur Widerlegung einer solchen untergeschobenen, falschen Auffassung der Verfügung geäußert, ein Banernhof sei doch keine christliche Gemeine, ward er abgewiesen. Armer schwacher Gouverneur! Wenn der Richter sich zum gefügigen Büttel eines ungerechten Anklägers und Verleumders herabwürdigt, nur um Ruhe vor dem letzteren, nur um Friede zu bekommen, dann wird er Unruhe und Unfrieden ernten zwiefältig und dreifältig.

Ganz verzagt und anßer sich waren die Hottentotten in Baviaanskloof, als sie die Lage begriffen. Die Brüder, wie betrübt selber, mußten die Armen immer trösten und darauf verweisen, daß es noch einen Höheren gäbe als den Gouverneur am Tafelberge und daß ihnen allen nicht mehr und nichts andres geschehen könne, als was der Allmächtige zulasse, ohne den kein Haar von unserm Haupte fällt. So nahete das Ende des Jahres 1794. Es sollte indeß nicht schließen, ehe Tennessen dem jungen Missionswerk zwar noch nicht den Todesstoß, aber doch einen tiefschmerzlichen Stich versetzte. Er hatte geschickt und natürlich seine eigentlichen Beweggründe verbergend bei der Regierung in Kapstadt operiert. Die Klage, die er beständig ritt, ging dahin, um Baviaanskloof habe auf viel zu beschränktem Raum eine viel zu große Ansammlung von Hottentotten mit ihrem Vieh stattgefunden. Die Folge davon sei denn auch nicht ausgeblieben, die Eingebornen selber litten nicht bloß Mangel, sondern sie trieben auch ihr Vieh auf die Weideplätze und

in die Felder benachbarter Bauern und verdrängten die Heerden der letzteren — ein Zustand, der gradezu unerträglich geworden sei und länger nicht geduldet werden könne. Damit war er endlich durchgedrungen. Am 7. Dezember erschien eine Gesellschaft von 11 Personen, darunter der Vice-Fiscal, der zweithöchste Gerichtsbeamte aus Kapstadt, und Tennessen selber. Nach der Predigt unter dem Birnbaum, der auch die Weißen beigewohnt, hieß Tennessen alle diejenigen Hottentotten, welche seit der Gründung von Baviaanskloof dahin gezogen, sich sammeln und erklärte ihnen, sie müßten all ihr Vieh in Begleitung der nötigen Hirten wieder dahin zurückbringen, wo sie früher sich aufgehalten hätten. In Baviaanskloof dürfe nur etwas Schlachtvieh für ihren laufenden Bedarf zurückbleiben. Wenn dasselbe verbraucht sei, könnten sie ja dann wieder einige Stücke herbeiholen. Wer diesem Befehle sich nicht füge, dem würde er ganz einfach im Namen der Obrigkeit alles Vieh wegnehmen. Diese Verordnung, wenn wirklich durchgeführt, bedeutete für eine große Zahl von Hottentotten entweder Verlust ihres Viehes oder Entfernung von Baviaanskloof; denn ihre ursprünglichen Wohnsitze lagen alle so weit weg, daß der von Tennessen auch nur zum Schein vorgeschlagene Ausweg gar nicht zu betreten war. Noch eine andre Verordnung erließ er. Während früher das Gebot ausgegangen war, kein Bauer dürfe einen Hottentotten zurückhalten, wenn er die Missionsstation aufsuchen und dort „lernen“ wolle, während Tennessen selbst früher den Brüdern wiederholt eingeschärft hatte, sie sollten nur nicht erst einen Zuzügler fragen, ob er mit oder ohne Zustimmung des Bauern, bei dem er bisher gearbeitet, sich einfände, sondern ihn ganz einfach aufnehmen, so wurden nun die Missionare angewiesen, jeden Eingebornen fortzuschicken, der nicht eine von einem

Bauern ausgestellte schriftliche Erlaubnis vorzeigen könne, daß er nach Baviaanskloof ziehen dürfe. Das hieß nicht nur die Hottentotten für Leibeigne der Bauern erklären, sondern der Station jeden weiteren Zufluß abschneiden; denn welcher Bauer, ganz abgesehen noch davon, ob er schreiben konnte oder nicht, würde freiwillig eine solche Bescheinigung ausstellen?! Kein einziger,\*<sup>\*)</sup> die meisten Hottentotten, die nach Ablauf ihrer Dienstzeit sich auf die Missionsstation hatten begeben wollen, hatten ja mit Zurücklassung ihres Lohnes und Viehes fliehen müssen, nach dem sie öfters noch zuvor Mißhandlungen erduldet, sobald sie nur von Baviaanskloof sprachen. Was half es, daß einige Hottentotten gegen diese neuen Verfügungen protestirten und daß die Brüder unverhohlen auf das Gericht Gottes hinwiesen, das nicht ausbleiben könne, da man diese armen Eingebornen so ungerecht, ja schlimmer als das Vieh behandle und darnach trachte, sie ganz zu Sklaven zu machen! Tennessen blieb fest und unverfroren, und der von ihm gewonnene Vice-Fiscal, wenn er selbst auch nicht sprach, diente doch mit seiner Anwesenheit dazu, diesen Befehlen Tennessens das Ansehen zu verleihen, daß sie, wie Tennessen auch aussagte, im Namen und Auftrag des „Herrn Commissarius“ erlassen würden. Nach Abfahrt der Herren erklärten die Hottentotten den Brüdern, fortziehen würden sie nicht, sondern es

---

\* Anmerkung. Ja, doch Einer! Als nämlich ein 15 Meilen von Baviaanskloof wohnender Hottentott seinen Bauern um einen solchen Erlaubnißschein bat, aber abgewiesen wurde, sagte er: „Nun „gut! Wenn Waas für meine Seele stehen kann, daß sie nicht verloren geht, so will ich lebenslang bei Waas bleiben!“ Dies Wort machte doch den Bauern stutzig und überwand ihn. „Si, ich kann für „meine eigne Seele nicht stehen, wie viel weniger für die eines Andern!“ so erwiderte er, stellte den Schein aus und ließ den Hottentotten ziehen.

darauf ankommen lassen, was mit ihnen geschähe; aber von Bavianaaskloof könnten und wollten sie nicht lassen. So verstrichen einige Wochen. Tennessen fragt mehrmals an, ob seinen Verordnungen Folge geleistet worden, wiederholt sie, droht, erklärt, nun müsse alles Vieh weg, auch keine Klaue Schlachtvieh dürfe zurückbleiben. Am 6. Januar 1795 reist Marsveld nach Kapstadt. Von Herrn Rhenins erfährt er, daß der ganze Handel von Tennessen ausgegangen sei und der Gouverneur Snytsken ihn gut geheißsen habe. Er, Rhenins, könne nichts ansrichten, Marsveld müsse den Gouverneur um Rücknahme der Verordnungen bitten. Marsveld thut es, jedoch vergeblich und wird auch noch dahin belehrt, es sei nicht gut, daß die Hottentotten unterrichtet würden; denn dadurch würden sie in Stand gesetzt, hinter die Geheimnisse der Bauern zu kommen! Umsonst bittet Marsveld sich Aufschluß darüber aus, welche Art von Geheimnissen gemeint sein könnten; Snytsken schweigt und schiebt ihn fort. In Kapstadt hört er dann noch, daß Tennessen einem Hottentottenhäuptling gut zu trinken und 2 Schillinge gegeben, damit dieser als Zeuge ausfage, das Vieh der Bauern nun Bavianaaskloof werde durch die Herden der Hottentotten verdrängt. Am 21. Januar treten eine Anzahl von Hottentotten die Reise nach Kapstadt an, um bei dem Gouverneur Snytsken den Widerruf der Verordnungen zu erbitten. Wie prächtig sie aber auch ihre Sache vertreten und einen wie tiefen Eindruck sie auf die Herren von der Regierung durch den Ernst und die Würde ihres Vorkommens machen, sie werden abschlägig beschieden und kehren unverrichteter Sache zurück. Nun gelingt es Tennessen wirklich, einige Eingeborne durch Drohungen von Bavianaaskloof zu entfernen, aber die Mehrzahl bleibt. Da erscheinen am 18. Februar 1795 drei Herren mit Gefolge, unter ihnen

Herr Glute, ein sehr angesehenen und vermögenden Mann, welcher die berühmten Weinberge von Constantia unweit von Kapstadt besitzt und den Brüdern wohlwill, außerdem ein Herr Hofmann aus Stellenbosch, der früher Geheimerat gewesen. Sie nehmen eine Untersuchung vor, stellen fest, daß die Brüder selber nur, nach kapischen Begriffen, die Lapalie von 5 Ochsen, 5 Kühen, 2 Kälbern, 100 Ziegen, 1 Pferde und 2 Schafen besitzen, daß allein auf dem für Baviaanskloof bestimmten Weideland diesseits des Flusses bequem 100 Rinder und jenseits des Flusses eine bedeutend größere Zahl das nöthige Futter finden können, erkundigen sich, wie viele Hottentotten die Brüder vorgefunden hätten, wie viele zu ihnen gezogen, wie viele der Seuche erlegen wären, u. s. w. — kurz sie thun als Privatleute das, was ein Regierungsbeamter hätte thun sollen, aber keiner gethan.\*) Dann fahren sie weiter zu Tennessens Sohn und befehlen dessen Anwesen. Und siehe da, einige

---

\* Anmerkung. Darnach ist die Darstellung auf S. 78 in: Die ältere Heidenmission in Süd-Afrika von Nachtigal zu berichtigen. Weder durch die Regierung, noch durch die Brüder veranlaßt nahm Herr Glute (auch „Cloete“ geschrieben) seine Untersuchung vor, sondern er war mit Hottentotten aus Baviaanskloof zusammengetroffen, die ihn um seinen Beistand angingen. Da die Leute einen guten Eindruck auf ihn machten und er schon von früher her ein freundliches Interesse für die Missionsunternehmung hatte, daß er bereits den Brüdern gelegentlich zu erkennen gegeben, nahm er sich der Sache an. Auch im folgenden weicht unsere Erzählung, die sich auf eine sehr eingehende Berichterstattung der Brüder stützt, gelegentlich von Herrn Nachtigals ab, z. B. wenn er Tennessen den Brüdern die Ordre überbringen läßt, Baviaanskloof binnen 3 Tagen zu verlassen. Mit der Angelegenheit hatte Tennessen direkt nichts zu thun. Zwei Bauern Holzhäuser und Bekfel waren die Ueberbringer des Ausweisungsbefehls, der ihnen mit dem Bedienten zugekommen war, ihn den Missionaren zu übermitteln.



Wochen drauf kommt von Kapstadt die Kunde, die Regierung habe eingesehen, daß sie hinters Licht geführt worden, und nehme hiermit jene Verordnungen zurück, die Hottentotten könnten mit ihrem Vieh fürs erste ruhig bleiben; auch habe Herr Clute, um der Mission, so weit er das vermöge, Ruhe zu schaffen, den Besitz des jungen Teunessen käuflich an sich gebracht. Welcher Jubel in Baviaanskloof herrschte, kann man sich vorstellen. Der Herr bescheerte offenbar den Brüdern eine kurze Ruhe- und Erquickungszeit, ehe er den letzten, schwersten Sturm über sie hereinbrechen ließ. Fügte er es doch auch so, daß Mitte April 1795 Marsveld und Kühnel die Freude hatten, in Kapstadt mit von Ostindien zurückreisenden Missionsgeschwistern, Mitgliedern der Brüdergemeine, 1 Nacht und 1 Tag in herzlicher Gemeinschaft verbringen zu dürfen, daß auf der Station selber das geistliche Leben frischer als je blühte, und daß fort und fort neue Ankömmlinge dort einzogen.

So verstrich die erste Hälfte des Jahres 1795. Am 13. Juni rollte indeß der Donner von 4 Kanonenschüssen über das Land, das Signal, daß, was sich von waffenfähigen Eingebornen noch nicht in Kapstadt befände, unverzüglich dorthin eilen müßte, da ein äußerer Feind die Kolonie bedrohe. Man vermutete, daß eine französische Flotte nahe, man hatte noch keine Ahnung davon, daß Holland in eine batavische Republik verwandelt worden sei und mit der französischen ein Schutz- und Trug-Bündnis abgeschlossen habe. Am 20. Juni erst erfuhr man in Baviaanskloof, daß jene politische Umwälzung stattgefunden habe und infolge davon der das Land bedrohende Feind in einer englischen Flotte unter Admiral Elphinstone bestände. Fast gleichzeitig traf eine noch beunruhigendere Kunde ein, daß nämlich das Kapland selber in offener Empörung begriffen



wäre. Eine Anzahl Bauern hatte sich zusammengedröhrt und ging mit nichts geringerem um als mit Absetzung der von der holländisch ostindischen Kompagnie angestellten Beamten und mit Verwandlung des Kaplandes in eine selbstständige Bauern-Republik. Von den Engländern wollten sie ganz und gar nichts wissen. Die Aufständischen nannten sich die Nationalen. Als die Brüder davon hörten, hatten jene bereits den Landdrost von Swellendam abgesetzt und standen im Begriff, gegen Kapstadt zu ziehen, aber mit der ausdrücklichen Erklärung, das Erste, was sie thun würden, wäre, daß sie auf dem Wege Baviaanskloof von Grund aus zerstörten, die Missionare auf die Seite schafften und die dort angesiedelten Hottentotten gefangen mit sich fortführten. So war das Kapland von äußern und innern Feinden bedroht. Es folgten nun anregende Tage und Wochen, nicht nur für die Bewohner der Missionsstation. Ein erschreckendes Gerücht jagte das andre, es war schwer, den Kern der Wahrheit herauszuschälen und festzustellen. So viel ergab sich jedoch bald mit Sicherheit, daß die Engländer sich in den Besitz von Falschbay gesetzt hätten und Fortschritte machten, daß Regierung und Bürgerschaft indeß die Stadt bis aufs äußerste verteidigen wollten. Auch erfuhr man, daß der Gouverneur die Aufständischen aufgefordert, ihre Klagen und Ansprüche ihm mitzuteilen; er wolle denselben nach Kräften Rechnung tragen, nur sollten sie ihm zuerst helfen, den Angriff des äußern Feindes abzuschlagen; diese hatten jedoch davon nichts hören wollen, waren aber, um ungestört mehr Streitkräfte an sich ziehen und ihre Macht besser ordnen zu können, für eine Zeit lang nach Norden zurückgewichen. Von der Zerstörung Baviaanskloofs als von einer ausgemachten Thatsache redete man indeß ringsum öffentlich auf allen Bauernhöfen. Die Brüder selber waren

auch auf alles gefaßt und stellten die Zukunft immer wieder im Gebet in ihres Gottes Hand, aber ihre Pfléglinge wurden immer ängstlicher: man gab ihnen den Rat zu fliehen, zunächst machten jedoch nur Wenige Gebrauch davon, da sie ihre geliebten Lehrer nicht im Stich lassen wollten. Doch die Lage spitzte sich mehr und mehr zu. Parteigänger der Nationalen tauchten, zunächst vereinzelt, in der Gegend auf, um weitere Anhänger zu werben, und ein Jeder von ihnen bezeichnete die Vernichtung der „Schule“, wie sie sich ausdrückten, als eine ihrer ersten Forderungen, weil so viele Hottentotten aus der Gegend von Swellendam, dem eigentlichen Herde der Empörung, fortgezogen wären und die Banern dort infolge davon Mangel an Arbeitskräften litten. Am 17. Juli erteilte Temmessen den Brüdern den Rat, wenigstens die Swellendamer Eingebornen nach ihren ursprünglichen Wohnsitzen zurückzuschicken, das werde die erbitterten Nationalen in etwas befänstigen; er selbst habe 53 Eingeborne von dort jenseits des Flusses zurückgehalten und an dem Zuge nach Daviaanskloof verhindert, weil er nicht zugeben wolle, daß noch Del ins Feuer gegossen würde. Mit blutendem Herzen versammelten die Brüder am 18. Juli morgens ihre Herde, setzten den Leuten die Lage auseinander und empfahlen den Swellendameru zu gehen. Es war Winterszeit, Kälte und Regenwetter herrschte, die Flüsse waren angeschwollen — eine böse Zeit zur Flucht, besonders für die Mütter mit den zahlreichen Kleinen. Einen Abschied gab's zum Steinerweichen. Die Missionare wollten zählen, wie viele ihrer sich entfernten; aber als sie in den ersten Vormittagsstunden etwa 30 gezählt, vergaßen sie vor Wehmut und Betrübniß fortzufahren; das Lebewohl-sagen dauerte bis an den Abend, und rührend klingen die Äußerungen des bittersten Schmerzes, welche die Brüder

dem Diarium anvertrauten. Aber die Zahl der Zurückgebliebenen war so groß, daß man in den Gottesdiensten noch keine Abnahme der Zuhörer spüren konnte. Am 21. Juli hatte Kühnel Gelegenheit in dem von den Nationalen veröffentlichten Aufruf den Punkt zu lesen, der Baviaanskloof betraf und ungefähr so lautete: „Es dürfen keine Herrnhuter „im Lande sein, um die Hottentotten zu lehren; denn da es „so viele Christen giebt, die nicht gelehrt werden, so dürfen „die Hottentotten auch nicht gelehrt werden, sondern müssen „so bleiben, wie sie gewesen sind. Diejenigen, die auf dem „Gebiete eines Banern geboren sind, müssen darauf bleiben „und ihm unentgeltlich dienen, bis sie 25 Jahre alt sind; „nachher sollen sie für Lohn dienen (also die Wiederein- „führung jener früheren, aber vor nicht langer Zeit beseitigten, „harten Bestimmung.) Die Hottentotten müssen vereinzelt unter „den Banern wohnen und nicht so beisammen wie in Baviaans- „kloof. Die Buschmänner, die wir fangen, haben Zeit Lebens „Skaven zu bleiben. Die Herrnhuter hätten nicht sollen „unter die Hottentotten, sondern unter die Buschmänner „geschickt werden u. s. w.“ Selbstverständlich folgten noch andre Forderungen in dem Schriftstück, das, wie behauptet wurde, bereits mit 3000 Unterschriften versehen war, da Viele, durch Drohungen geschreckt, unterzeichnet hatten, ohne sich den Inhalt vorlesen zu lassen. Kamern in den folgenden Tagen noch weitere Winke den Brüdern zuhanden, daß die Aufhebung ihres Werkes beschlossene Thatsache sei, so wurde ihnen am 29. Juli gegen Abend von dem „Kommandanten“ Pisani, wie er sich betitelte, der Befehl zugesandt, binnen 3 Tagen Baviaanskloof zu verlassen und sich nach Kapstadt zu begeben, widrigenfalls die üblen Folgen auf ihr Haupt zurückfallen würden. Als er diese Ordre ausfertigte, hatte er zu seiner Umgebung geäußert: „Diese Leute haben die

„rechte Lehre, das weiß ich, und sie führen die Hottentotten den rechten Weg. Ich bin nun aber einmal des Teufels; so will ich auch alles anwenden, daß den Hottentotten das „Evangelium nicht verkündigt werde; ich muß doch verloren gehen, thue ich das oder thue es nicht!“ Dieser Pisani, der mit einer Bande von 800 Mann die Gegend unsicher machte, war übrigens, wie später sich zeigte, ein Abendtenner auf eigne Hand, den die Nationalen nicht als einen der Ihrigen oder jedenfalls nicht als einen ihrer Anführer anerkennen wollten. Das wußte man indeß damals nicht, und hätte man es gewußt, so würde sich die Lage der Brüder deßhalb nicht gefahrloser gestaltet haben. Was sollten sie thun? Es schien ihnen, auch nur ihre Pflegebefohlenen nicht in Gewaltthätigkeiten zu verwickeln, das Wichtigste, dem Zwange sich zu fügen. Daß sie's mit blutendem Herzen thaten, braucht kaum versichert zu werden. Temessen, zu dem Kühnel noch in der Nacht geritten, riet auch dazu, der Gewalt zu weichen; er erbot sich, die Sachen der Brüder so gut wie seine eignen zu verwahren. Den 30. Juli über war das Haus der 3 Sendboten von Hottentotten unlagert und des Jammerns und Weinens kein Ende. Gegen Abend wurde ein Abschiedsgottesdienst veranstaltet, der ergreifend genug verlief. Kühnel hielt ihn und schloß mit einem Gebet auf den Knien, in welchem der Oberhirte der Herde angefleht wurde, die verwaisten Schafe nicht zu verlassen und zu veräußen, sondern sich ihrer zu erbarmen und zu seiner Zeit sie aus dieser Not zu erlösen. Am 31. Juli früh war wieder die ganze Schaar versammelt. Viele wollten durchaus mitziehen, was zu verhindern die Brüder Mühe genug kostete. „Wir sind schuld daran, daß es unsern Lehrern so geht!“ erscholl die Klage. „Wir sind nicht dankbar und gehorsam genug gewesen, darum werden sie uns

genommen. Ach, Gott, vergieb uns unsre Sünde!" Die Abreise erfolgte. Viele liefen noch 1 Stunde weit unter Jammergeschrei den Enteilenden nach, ja am nächsten Morgen fanden die Brüder wieder eine große Menge ihrer Leutelein vor, welche die Nacht durch zu dem Ort gewandert waren, wo sie selber geraftet hatten. Ein neuer, thränenvoller Abschied! Doch die Vertriebenen waren bei allem Schmerz des Glaubens und der Zuversicht voll, daß der Heiland das begonnene Werk weiterführen werde und zwar so, daß ihm Ruhm und Ehre daraus erwachse. Am 3. August erreichte man die Stadt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Geschehenen. Allgemein war die Entrüstung, selbst der Gouverneur und die übrigen Herren von der Regierung waren über Pisanis Frechheit aufgebracht. Auf diese schimpfliche, banditenmäßige Weise wollten sie der Arbeit der Brüder denn doch nicht ein Ziel gesetzt sehen; ja jetzt trat bei ihnen — und das spricht zu ihren Gunsten — die Erinnerung an die Klagen über Baviaauskloof ganz zurück vor der Theilnahme mit den Vertriebenen. Was aber das Merkwürdigste war, die Brüder wurden 2 Tage nachher zu einem Befehlshaber der Nationalen namens van der Wad entboten, der sich in der Stadt befand, um mit der Regierung zu unterhandeln. Dem Gouverneur war es nämlich grade in jenen Tagen doch noch gelungen, die Nationalen davon zu überzeugen, daß es in ihrem allereigensten Interesse liege, erst mit ihm gemeinsam den englischen Angriff abzuweisen und dann mit der holländisch ostindischen Kompagnie abzurechnen. Er hatte ihnen außerdem Berücksichtigung ihrer Beschwerden zugesagt, (in welcher Ausdehnung ist Schreiber dieses unbekannt), aber gleichzeitig auch das Versprechen von ihnen erlangt, daß bis zur Befiegung des äußern Feindes ihrerseits keine Ungelegenheiten

vorfallen dürften, ja die vorgefallenen wieder gut gemacht werden müßten. Demgemäß war der Landdrost von Swellendam wieder in Amt und Würden eingesetzt worden, dementsprechend war es aber auch dem Unterhändler von der Wad äußerst peinlich, daß es einer seiner Parteigenossen gewesen sein sollte, der die Brüder ganz willkürlich und eigenmächtig von Baviaanskloof vertrieben. Bei jener Unterredung erklärte er den Missionaren, er werde in der Stadt überall darüber mit Vorwürfen überhäuft, daß seine Partei sie von ihrem Wohnsitz verdrängt habe; dieselbe sei aber ganz unschuldig daran, da sie von Pisani nichts wissen wolle. Er würde alles thun, damit sie unbehelligt auf ihre Station zurückkehren könnten. Noch am gleichen Tag reiste dieser Unterhändler, wie es scheint in voller Uebereinstimmung mit La Bort, dem Oberbefehlshaber der Nationalen, nach Swellendam ab, um einige hundert Mann zu weiterer Unterstützung des Gouverneurs herbeizuholen und — wie es ebenfalls die Darstellung der Brüder wahrscheinlich macht, erschöpfend sprechen sie sich über diesen Punkt nicht aus — auf dem Marsche nach der Stadt Pisani und seine Bande unschädlich zu machen. Jedenfalls wurde Pisani samt seinem Sekretär und seinem Adjutanten bald darauf in der Citadelle der Stadt gefänglich eingebracht. Es war ein eignes Meisterstück der göttlichen Weltregierung, daß die Partei, welche „Vertreibung der Mission“ als eine ihrer Hauptforderungen auf ihr Programm geschrieben hatte, um sich von dem Verdachte des Vertragsbruches zu reinigen, für jetzt der Rückkehr der Brüder auf ihren Posten jeden erdenklichen Vorschub leisten mußte. Wir betonen das „für jetzt;“ was nachher geschehen sein würde, wenn es der Regierung und den Nationalen gelingen wäre, den englischen Angriff abzuschlagen, lassen wir dahingestellt. Die Geschichte ist; mit



Möglichkeiten zu rechnen, die sie nicht beliebt hat, frommt vor allem darnm zu nichts, weil menschliche Wahrscheinlichkeitsrechnung das Geheimnis der göttlichen Entschließung, der allemal die Hauptentscheidung zusteht, nicht zu enträtseln vermag. Bewegten Herzens eilten die Brüder am 6. August zum Gouverneur, ihm den Inhalt der Unterredung mittheilend und seinen Rat begehend. Er hieß sie noch ein wenig warten, er wolle weitere Erkundigungen einziehen und sie wieder rufen lassen. Das geschah schon den folgenden Tag und nun erklärte er ihnen, sie könnten — wieder ruhig auf ihre Station zurückkehren. Wie versteinert standen die Brüder da ob dieser „unbeschreiblich erfreulichen“ Nachricht. Sie waren wie die Tränmenden. Trotz heimlich genährter Hoffnung mit dem Gedanken vertraut, ihren Fuß möglicherweise nimmer wieder, im besten Fall aber nur nach langer schmerzlicher Abwesenheit und inzwischen eingetretener Verwilderung ihrer schwachen Herde auf Baviaanskloofers Grund setzen zu dürfen, sollten sie so bald wieder heimkommen, ja gleich heute ansbrechen. Denn obwohl alle Zugtiere in der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgebung im Interesse des Krieges mit Beschlag belegt waren, mußten an dem Tage gerade 3 Wagen des bei der Missionsstation ansässigen, den Brüdern wohlgesinnten Banern Pieter Dohi, welche Fournage zur Stadt gebracht hatten, leer zurückgehen. Im Sturm wurden noch schnell die notwendigsten Besorgungen erledigt, im Sturme gegen Abend die Abfahrt bewerkstelligt. Ja, im Sturme; denn nachmittags 3 Uhr fiel ein Signalschuß, dann noch 4 andre Schüsse — die schreckensvollen Boten, daß die Wehrmacht der Kolonie, von den Engländern in dem 3 Stunden entfernten Mensbay angegriffen, in Bedrängnis geraten sei und schnelle Hilfe Not thäte. Eine furchtbare Aufregung



entstand in der ganzen Stadt — Generalmarsch wurde geschlagen, auf dem Thurm des Kastells die sogenannte Blut-Flagge gehißt, flüchtende Weiber und bewaffnete Bürger drängten sich auf den Straßen, Cavallerieabteilungen trabten vorüber, die Besatzung des Kastells folgte in schwerem Taktschritt, daran schlossen sich die Reihen der gerüsteten Bürgerschaft, welche von dem Gouverneur, hoch zu Roß, geführt, die vor der Stadt errichteten Batterien zu besetzen eilte. Mitten in diesem Getümmel arbeiteten 3 Ochsenwagen sich langsam vorwärts, im vordersten die Missionare von Baviaanskloof. Ihre Herzen waren voll Dankes und Frohlockens; denn der Herr, für dessen Reich sie stritten, hatte ihnen, den ohnmächtig in die Flucht Geschlagenen, gnadenvoll einen großen, unerwarteten Sieg in den Schoß geschüttet; er hatte für sie, die wehrlosen, gestritten. Die Interessen seines Reiches gehen denen der irdischen vor, ja die Letzteren müssen denen der ersteren mit oder wider Willen unweigerlich dienen. Das bestätigte sich auch damals und sehr bald in der Folgezeit aufs neue.

Am 11. August trafen Marsveld und Kühnel, am 12. Schwinn mit den Sachen in Baviaanskloof ein. Da kroch es aus Schluchten und Schlupfwinkeln hervor, und bald umgab die verschreckte Herde mit unbeschreiblichem Jubel ihre wiedergekehrten Hirten, die am 16. August die regelmäßigen Gottesdienste (und am 29. September ihre Schulthätigkeit) wieder aufnahmen. Auf dem Kriegsschauplatz mußte es aber nicht gut stehen. Einmal ließ nämlich der Gouverneur durch die Brüder und Tennesen plötzlich wieder die Weiber und Kinder der Ausgehobenen mit Nahrungsmitteln versorgen, offenbar um den guten Willen der Kämpfer rege zu erhalten und anzufeuern; dann aber bekam Tennesen am 14. September Befehl, was sich von Hottentotten noch allenfalls regen und

rühren könne, unverzüglich zu Hilfe nach der Stadt zu schicken. Die Engländer, die mit 20 Kriegsschiffen in Neusbay lagen, hatten 15 weitere Fahrzeuge mit entsprechenden Landungstruppen zur Verstärkung erhalten. Den 18. Sept. traf endlich die Kunde ein, daß am 16. September (1795) Stadt und Land sich den Engländern ergeben habe.\* Damit erreichte die Herrschaft der holländisch ostindischen Handelsgesellschaft ihr Ende, ein wohl nicht unverschuldetes Gericht. Denn ganz abgesehen noch von ihrer Haltung der Mission gegenüber, so hat sie zur sittlichen Hebung der weißen Ansiedler so gut wie nichts gethan, sondern sie verwildern lassen und ihnen außerdem die armen unglücklichen Ureinwohner des Landes preisgegeben. Was Unterlassungsünden sind und bewirken, kann man in den Annalen dieser Gesellschaft studieren. Damit ergriff zu gleicher Zeit aber auch eine Macht die Zügel der Regierung, welcher die ächten Boeren noch heute gram sind und als schlimmsten Vorwurf das nachsagen, daß sie die Eingebornen und die Mission viel zu sehr begünstigt habe — ein Tadel, der unsrer unmaßgeblichen Meinung nach natürlich ein hohes Lob in sich schließt. Daß ein neuer Geist und ein gesünderer Wind im Lande wehte, durften die Bewohner von Baviaanskloof bald mit freudiger Genugthuung wahrnehmen, wie wir gleich näher ausführen werden. Zu vor erwähnen wir aber, daß auch die von der Missionsstation ausgehobenen Hottentotten alle entlassen wurden und

---

\* Anmerkung. England gab zwar im Jahre 1803 im Zusammenhang mit dem Friedensschlusse von Amiens das Kapland wieder an Holland zurück, nahm es aber 1806 schon wieder in Besitz, richtete sich dort häuslich ein, offenbar mit dem Entschlusse, das Land nie wieder aus der Hand zu geben, und ließ es sich 1814 im ersten Pariser Frieden endgültig abtreten.

noch einen ganzen Reichsthaler Löhnung mit auf den Weg erhielten. Sie hatten sich brav geschlagen, wie man erfuhr, und doch war keiner gefallen, obwohl sie wie alle ihre Landsleute voran im Streite standen, während Bauern und Bürger, wie das Diarium bemerkt, in wohlgeählter Entfernung hinten drein kamen.

Besondre Freude konnten die Missionare an einem von ihnen, an Jakob, haben; er hatte seinen Glauben auch im Kriegslager durch Wort und Wandel treulich bekannt und war eine Stütze für die übrigen Baviansklooser gewesen. Täglich hielt er Morgen- und Abend-Segen mit ihnen, und als seine heidnischen Landsleute ihn darüber zur Rede stellten und nach dem Zweck seines Gebahrens fragten, erwiederte er: „Des Abends danken wir unserm Gott dafür, daß er uns den Tag über vor allem Schaden bewahrt hat und empfehlen uns seinem Schutze für die Nacht; des Morgens danken wir ihm dafür, daß er uns die Nacht über bewahrt hat und empfehlen uns seinem Schutze für den Tag!“ In seinen Gesinnungsgenossen sagte er aber von Zeit zu Zeit: „Es ist unsre Schuldigkeit, für unsre Lehrer zu beten, daß Gott sie zu Hause bewahren wolle; denn sie beten alle Tage für uns!“ Jakob hatte sich auch im Dienst so zuverlässig und tüchtig gezeigt, daß er mit allerhand kleinen Vertrauensaufträgen seitens seiner Vorgesetzten bedacht wurde. Aber auch er wie alle übrigen waren herzlich froh, nach einem mehr als zweijährigen Kriegsdienst für ein Vaterland, das ihnen kaum mehr gehörte, wieder heimkehren zu dürfen.

Wie würde sich's nun aber unter dem neuen Szepter wohnen lassen und was wartete der Mission? In der von dem englischen Oberbefehlshaber, General Clarke, unterzeichneten Kapitulationsurkunde war unter anderm verheißen

worden, daß alle Kirchengemeinschaften mit ihren besondern Gottesdiensten ungestört fortbestehen sollten. Die Brüder hielten es gleichwohl für angezeigt, sich und ihr Werk noch besonders dem Schutze der neuen Behörde zu empfehlen. So reiste Marsveld, von Jakob begleitet, Anfang Oktober nach der Stadt, wurde bei General Clarke und seiner rechten Hand, dem Generalmajor Craig, vorgelassen und erhielt die wohlwollendsten Versicherungen für die Zukunft. Auch den nun aus dem Sattel gehobnen, ehemaligen Gouverneur Snytsken zu besuchen und ihn zu danken, fühlte Marsveld sich getrieben. Da kam es an den Tag — und das soll dem Manne nicht vergessen sein — daß er noch in einem besondern Schreiben die Brüder und ihre Arbeit den neuen Machthabern empfohlen hatte, wenn es an sich wohl einer solchen Empfehlung auch nicht bedurft hätte. Gegenüber den englischen Herren hatte der Missionar übrigens absichtlich aus Edelemt weder der Stimmung der Bauern, noch der Vorkommnisse mit Tennesen Erwähnung gethan. Tennesen, der in seiner bisherigen amtlichen Stellung belassen worden war, sorgte jedoch selbst dafür, daß er, und in nicht grade für ihn vorteilhafter Weise, den Herren Engländern bald bekannt wurde. Die Hottentotten nämlich, von dem instinktiven Gefühl geleitet, daß günstigere Zeiten für sie herein gebrochen, strömten stärker der jungen Niederlassung zu und die Gottesdienste waren zahlreicher besucht als je. Die Banern im allgemeinen und die Nationalen im besondern wurden zunächst nicht laut darüber, wenn man auch deutlich spüren konnte, daß ihre Gedanken über Baviaanskoof nicht milder geworden; sie waren aber für den Augenblick durch den Erfolg der englischen Waffen verblüfft und eingeschüch tert. Tennesen jedoch wütete und tobte, ja er hielt in der Nähe seines Wohnsitzes eine ziemlich große Anzahl von

Eingebornen halb mit Gewalt zurück, die durchaus auf die Missionsstation ziehen wollten. Als sie bei ihrem Entschluß verharrten, ließ er sich in nicht wiederzugebenden Ausdrücken über sie und die Missionare gehen und behandelte außerdem die Leute so übel, daß einige von ihnen sich nach Kapstadt auf den Weg machten und bei Generalmajor Craig Klage führten. Dieser erlaubte ihnen ohne weiteres nach Baviaansfloof zu ziehen, ermunterte sie, wenn sie irgend eine Unbill zu erleiden hätten, wiederzukommen und setzte Tennessen brieflich den Kopf zurecht — ein kleiner, unbedeutender Zug, aber vielbesagend für Den, der offene Augen und Ohren hatte. Einen noch schlagenderen Beweis für das Gerechtigkeitsgefühl der neuen Herren erhielten die Brüder bald darauf. Am 22. November wohnten die Herren Ute und Hofmann, einmal zum Besuch auf dem Lande, dem Sonntagsgottesdienst bei, erstaunten über die Menge Volks und äußerten den Missionaren gegenüber, die Errichtung eines Versammlungshauses sei gradezu unaufschiebbar, sie sollten doch Schritte dazu thun. Damit begegneten sie einem Gedanken, den die Brüder selber in der Letzt wieder zu hegen gewagt. Bei ernster gemeinsamer Beratung sprachen sie sich dann aus, die Jahreszeit zum Beginn des Baues sei günstig und eine Verständigung mit der heimischen Missionsdirektion sei der Kriegskläfte wegen, die allen Verkehr abgebrochen, unmöglich. So reiste Marsveld denn am 28. November wieder nach Kapstadt, um die erforderliche Erlaubnis bei Generalmajor Craig einzuholen. Nach Erledigung einiger Formalitäten wurde dieselbe bereitwilligst und zwar schriftlich erteilt, auch gestattet, das nötige Bauholz zu fällen. Die Lösung an jenem Tage, dem 3. Dezember, war Marsveld bemerkenswert; sie hieß: „Deine Knechte wollten gern, daß Zion gebauet würde, und sähen geru,

daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden.“ Am 6. erreichte er wieder Baviaanskloof, am 8. begann man bereits den Grund zu graben und am 12. fand die feierliche Grundsteinlegung statt.

So giug dies Jahr 1795 zur Rüste, ein tief einschneidender, bedeutungsvoller Zeitabschnitt, der unter trüben Verhältnissen begonnen, der die Mission bis an den Rand des Unterganges geführt, der ihr aber durch Gottes Gnade eine wunderbare Errettung und nun zuletzt lichtere Ausblicke in die Zukunft gebracht, als sie ihr je zuvor gelächelt.



### VIII. In ruhigerem Fahrwasser.

Die allmähliche Erstarkung Baviaanskloofs, die Sicherung seines Bestandes nach innen und nach außen zu schildern — eine Entwicklung, die sich ungefähr in den Jahren von 1795 bis Ende 1800 vollzieht, — haben wir uns für den folgenden Abschnitt zur Aufgabe gestellt. Wir knüpfen an das Vorige an.

Das Unwetter, welches die junge Station bedroht hatte, war abgezogen. Einige grollende Blitze entzündete es aber noch; noch rollten, wenn sich auch immer mehr in der Ferne verlierend, einzelne murrende Donner über die Stätte, welche es soeben heimgesucht. Die weit verzweigte Partei der Nationalen hatte sich allmählig von dem lähmenden Schrecken erholt, den ihr die Thatsache eingeflößt, daß das Land so rasch in englischen Besitz gekommen. Eine zwiefache Erbitterung erfüllte ihre Mitglieder; denn einmal waren ihre Träume von politischer Selbständigkeit mit einem Schlage zu nichte gemacht, sodann aber begannen die neuen



Machthaber, deren Herrschaft die Bauern das frühere schläfrige Krämer-Regiment freilich weit vorgezogen hätten, alles Ernstes, die armen zertretenen Eingebornen mit ihren Rechten gegen ihre Unterdrücker zu beschirmen. Man plante nun nichts Geringeres im Lager der Unzufriedenen, als die Engländer zu vertreiben und bei dieser Gelegenheit Baviaanskloof, das greifbarste Hauptbollwerk zu Schutz und Hebung der Hottentotten, zu vernichten; ja gegen die Station sollte der erste Streich geführt werden. Schon längere Zeit hörten die Brüder, grade mit dem Bau ihres Versammlungshaus besetzt, davon munkeln. Sie kehrten sich indeß nicht daran, obwohl die unheimlichen Vorzeichen sich mehrten. Hatte doch Tennessen schon wiederholt unter Drohungen und Flüchen verschiedenen Hottentotten von Baviaanskloof versichert, in das neue Versammlungshaus werde kein einziger von ihnen jemals gelangen, sondern sie würden bald in alle vier Winde zerstreut sein. Für den Fall eines Mißlingens jenes Planes, dem er für seine Person an sich den besten Erfolg wünschte, wollte der geliebte Mann aber seine Haut, seine amtliche Stellung und die Möglichkeit geordneten Rückzuges sich sichern. So schickte er plötzlich am 14. Febr. 1796 einen Expressen an die Brüder, der ihnen mündlich die Botschaft überbringen mußte, in der nächsten oder übernächsten Nacht würde wahrscheinlich eine Abtheilung Bauern in Baviaanskloof erscheinen; ob sie mit der Station ein Ende machen wollten, das wisse er nicht — eine Kunde in sehr befreundlicher Form, indeß hinreichend, um eine ganze Anzahl Hottentotten zu bestimmen, daß sie aus eigenem Antriebe theils zu Fuße, theils zu Pferde zum Landdrost von Stellenbosch eilten, der seinerseits wieder den Generalmajor Craig in Kenntniß setzte und um schleunige Hülfe bat. Davon aber bekamen nun ihrerseits wieder die Bauern Wind



(mehr als 180 hatten sich zur Ausführung des saubren Planes verbunden) und beschloffen, die Vollbringung ihres Werkes auf gelegnere Zeit zu verschieben. Was übrigens die Grundzüge dieses Planes betrifft, so hatten sie vereinbart, von den Missionaren die eidliche Versicherung zu verlangen, daß sie Baviaanskloof sofort verlassen und über Kapstadt für immer nach Europa zurückkehren würden. Falls sie das zu versprechen sich weigerten, sollten sie unverzüglich erschossen werden. Tod durch Erschießung sollte ferner auf alle Fälle das Loos aller alten Hottentotten sein, während die jungen, arbeitsfähigen an die einzelnen Bauern verteilt und nach ihren Wohnsitzen mitgenommen werden sollten. Das war der letzte, gegen die Station als solche gerichtete, gewaltthätige Anschlag, den aber wieder Gottes Gnade zu nichte gemacht hatte. Temmessens, um das hier gleich zu Ende zu führen, meldete an den Landdrost wie an den Generalmajor, daß das ganze Unternehmen nur ein Hirngespinnst der Hottentotten sei, fand aber bei beiden Herren keinen Glauben, sondern erhielt einen sehr scharfen Verweis darüber, daß er nicht früher von dem Plan Nachricht gegeben, ja man ließ ihn deutlich verstehen, daß man von seiner Mitschuld überzeugt sei. Den Brüdern gegenüber stellte er die Sache ähnlich dar und leugnete schlankeweg, daß er jenen Boten an sie abgesandt, aber ebenfalls ohne sie irre führen zu können; sie hatten zu viele Beweise in Händen, sogar das Bekenntnis eines Bauern, der an dem Ueberfall teilnehmen sollte. Später (am 15. Juni 1798), als der neueingetroffene Missionar Kohrhammer mit Marsveld und Kühnel ihm einen Antrittsbesuch machte, kam die Rede auf diesen Anschlag, und eine allseitige offene Aussprache erfolgte. Temmessens eigne Frau machte ihm bei dieser Gelegenheit heftige Vorwürfe. Nun räumte er alles ein, entschuldigte sich aber damit, daß sein

eignes Leben von den Bauern bedroht gewesen, falls er ihrem Vorhaben in den Weg getreten. Da er aber gleichzeitig sein aufrichtiges Bedauern zu erkennen gab, versicherten die Missionare ihrerseits, sie wollten das Vergangene gern vergeben und vergessen. Seitdem herrschte zwischen Baviaanskloof und Tennesseu, der ein hohes Alter erreichte und noch ein gutes Stück in dieses Jahrhundert hinein lebte, ein freundschaftliches Verhältnis, das zu festigen jeder Teil ernstlich und auf alle Weise bemüht war und das nie mehr auch nur die leiseste Trübung erfahren hat. — Generalmajor Craig jedoch traf unmittelbar nach Bekanntwerden jenes Anschlages Maßregeln, die, wie wohlgemeint und zweckmäßig immer, doch was Baviaanskloof betrifft, ihre zwei Seiten hatten. Er errichtete in der Boetemelksvalley bei Tennesseu eine Militärstation, ein Stab von Dragoneroffizieren und entsprechender Mannschaft zog dort ein; auch verschiedene Bauernhöfe der Umgegend wurden mit kleineren Dragonerdetachements belegt. Die Nähe der Krieger wirkte indeß nicht vorteilhaft auf den sittlichen Zustand des weiblichen Theiles der Bewohner von Baviaanskloof. Freilich auf der Station selber kam nichts vor, die Offiziere, fast ausnahmslos ausländige, zum Theil christliche Männer, die für das Missionswerk sich lebhaft interessierten und in freundschaftlichen Verkehr mit den Sendboten traten, wohnten zu nahe und hielten auf zu straffe Mannszucht. Aber um so schlimmer gieng auf den Bauernhöfen zu, wo nur Unteroffiziere und Gemeine standen. Leichtsinrige hottentottische Mädchen entfernten sich ohne Vorwissen ihrer Eltern von der Missionsstation, wurden aber dann von ihren Vätern zurückgebracht und zur Strafe für inzwischen Vorgefallnes so gemißhandelt, daß die Missionare einschreiten mußten; noch Schlimmeres geschah, Thaten, wie in den Zeiten der

französischen Dragonaden, an ausländigen Mädchen und Frauen verübt. Aus alledem erwuchs den Missionaren viel Kummer und Betrübnis. Noch eine andre Maßregel ergriff der englische Oberbefehlshaber. Da die Boeren auch in andern Theilen des Landes, namentlich in der Gegend von Swellendam, Miene machten, sich gegen die neuen Machthaber zu erheben, und die Zahl der englischen Streitkräfte eine beschränkte war, wurden Freikorps aus Hottentotten errichtet, welche englische Offiziere einübten und befehligten. Generalmajor Craigs Meinung war, nur junge ledige Eingeborne dabei zu verwenden; auch sollten nur Freiwillige angeworben werden. Seine Untergebenen übten jedoch im Uebereifer einen gewissen leisen Druck aus und fragten auch wenig darnach, ob sie unverheiratete oder verheiratete Hottentotten vor sich hatten. So besaunden sich im Mai 1796 über 100 Baviaauskloosjer unter der Fahne und zwar ein guter Theil Familienväter, deren Weiber und Kinder nun wieder wie unter holländischer Herrschaft darboten. Auch wurden die Angeworbnen nicht bloß 1 Jahr, wie anfänglich versprochen, sondern 2 festgehalten -- Zeit genug für die Missionare, sich mit recht drückenden Sorgen für den Unterhalt der Zurückgebliebenen zu tragen. Erst als eine holländische Flotte, statt die Engländer zu vertreiben, in der Salbanabay die gute Beute der letzteren geworden war, ergaben sich die Boeren widerwillig in ihr Loos und verzichteten auf allen Widerstand gegen die Herrschaft der Engländer, die nun ihrerseits die militärischen Fesseln, in welche sie das Land geschlagen, mehr und mehr zu lockern begannen. Wie man aber im einzelnen über die Licht- und Schatten-Seiten dieser Herrschaft auch denken mag, so bleibt es eine unerschütterliche Thatsache, daß im Kaplande unter ihrem Szepter die Mission den geseglichen

Schutz fand, dessen sie bedurfte, um überhaupt einwurzelu zu können.

Dazu trug nicht unwesentlich bei, daß die neue Behörde den Brüdern und ihren Schülern eine langersehnte schriftliche Eigentumsurkunde ausstellte und die Grenzen des Gebietes von Baviaanskloof klar und deutlich festsetzen ließ. Wohl erlaubten sich noch einige neidische Nachbarn wie der Bauer Gyldehuis und die Gebrüder Morgel allerhand Uebergriffe, indem sie gewisse Parzellen des Stationsgebietes an sich rissen. Letztere hatten sogar an dem Landdrost von Stellenbosch einen gewissen Rückhalt und suchten (wenn das auch über den in diesem Abschnitt betrachteten Zeitraum hinausreicht) die angerufene Rechtsentscheidung so lange zu verzögern, bis die Engländer nach dem Friedensschluß von Amiens gegangen und die Holländer wiedergekehrt wären. Es gelang ihnen indeß nicht, und eine der letzten Maßregeln des abgehenden englischen Gouverneurs war es, daß er den Morgels nach erfolgter Rechtsentscheidung das Baviaanskloof geraubte Stück Land wiederabnehmen ließ. Wie lästig die Missionare einen solchen Kleinrieg aber auch empfanden, es waren zum Glück nicht Viele, gegen die er geführt werden mußte, und auch der Ausgang desselben konnte nicht zweifelhaft sein; denn man hatte im buchstäblichen und übertraguen Sinne guten Rechtsboden unter den Füßen, und das ist Leuten gegenüber, die zwar Christen sich nennen, aber wie Heiden denken und sich betragen, von unschätzbarem Werte.

War diese Grundlage gesichert, so durfte man hoffen, dem darauf aufgeführten Bau, zu dessen näherer Betrachtung wir nun übergehen, mehr innern Halt und Dauerhaftigkeit verleihen zu können. Das war vor allem Aufgabe der eigentlichen Bauleute, der Missionare, von denen wir zuerst sprechen.

Drei von ihnen kennen wir bereits einigermaßen. Ihre brennende Sehnsucht nach Verstärkung wurde erfüllt, als am 21. Mai 1798 Geschwister Korhammer in Baviaanskloof eintrafen, von den Hottentotten mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, der nicht am wenigsten dem Umstand galt, daß die erste weiße Frau sich in ihrem Kreise niederzulassen gekommen sei. Auch Korhammer war verhältnismäßig ziemlich alt wie Marsveld und Schwinn, er hatte seine 53 Jahre auf dem Rücken und sollte die Leitung der Mission übernehmen. Sodann wurde Schwinn von der heimischen Missionsdirektion zurückberufen, um mündlichen Bericht zu erstatten, sich zu verheiraten und seinen beiden ledigen Genossen Frauen mitzubringen. Im Januar 1799 reiste er von Kapstadt ab und traf im Sommer desselben Jahres in Herrnhut ein. Die Rechenenschaft, die er ablegte oder vielmehr nicht abzugeben vermochte, wie inzwischen eingetroffene Briefe Korhammers und Diarien veranlaßten indeß die heimische Missionsdirektion, noch ein verheiratetes Paar, Geschwister Rose (er war 1746 geboren), die früher längere Zeit in Labrador gedient, aber Gesundheitshalber dies Arbeitsfeld verlassen müssen, zu berufen und Rose mit der Oberleitung des Werkes zu betrauen, Korhammer aber nur die Stellung eines Gehülfsen von Rose und ihm untergeordneten zweiten Vorsteherz zu belassen. So traten Roses, Schwinn's\*) und die

\* Anmerkung. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig! Haben wir bei Gelegenheit die Unwissenheit der Boeren bloßgelegt, so soll es auch nicht verschwiegen werden, daß Schwester Schwinn nicht schreiben konnte. Dieser allerdings wohl damals schon ziemlich vereinzelt dastehende Mangel an gewöhnlicher Schulbildung bei einer Missionsfrau drohte die Abreise der Geschwister von Portsmouth im letzten Augenblick wirklich in Frage zu stellen. Endlos waren nämlich die Formalitäten, denen sich die Reisenden bei ihrer Ankunft in Gravesend und London wie bei ihrer Abfahrt von Portsmouth unterziehen,

beiden Bräute, die Schwestern Dressler und Schäfer, am 28. Oktober 1799 die sie über England führende Seereise an, eine Fahrt, deren Beschreibung sehr interessant zu lesen, da sie einen guten Einblick gewährt in die damalige Schwerefälligkeit des Seeverkehrs, der nicht bloß durch die Langsamkeit und Unberechenbarkeit der Segelschiffahrt, sondern durch die fortgehenden Kriege zur See beeinträchtigt war. Es mußten sich immer ganze Flotten von Handelsfahrzeugen bilden, die dann von englischen Kriegsschiffen begleitet wurden. Welchen Zeitverlust verursacht es aber, bis die 50 Kauffahrer, die von Hamburg, bis die 200, die von Portsmouth zusammen ausliefen, überhaupt nur glücklich beisammen waren! Welche Abenteuer gab es auf der Reise, bis man endlich am 5. Mai 1800 in der Falke Bay südöstlich von Kapstadt und am 10. in Kapstadt selber eintraf! Kühnel

bei denen sie immer wieder ihre Namensunterschrift hergeben mußten. In London hatte Hr. La Trobe, der dort wohnhafte Prediger der Brüdergemeine, für Schw. Schwinn mit dem Namen dieser unterzeichnet. Vor der Abfahrt von Portsmouth wurde nun von den dienstthuenden Zollbeamten verlangt, daß auf dem gemeinschaftlichen Paß der 6 Reisenden der Name der Schw. Schwinn wieder von derselben Hand wiedergeschrieben würde, die ihn in London zu Papiere gebracht, und da das unanzführbar war — denn La Trobe war ruhig in seinem London — wollten jene den Paß wieder nach London schicken. Darüber aber wäre das Schiff, auf dem die Reisenden schon ihre Plätze bezahlt, abgegangen, und sie hätten mindestens ein paar Monate nutzlos warten müssen, bis sich ihnen neue Reisegelegenheit geboten. Zuletzt trafen die der Stimme des Mitleids doch zugänglichen Beamten folgenden Ausweg. Mit Ruß auf ein Bibelbuch und darauf abgelegtem Eid mußte Schwinn beschwören, daß seine Frau wirklich seine Frau, mußte seine Frau beschwören, daß Schwinn wirklich ihr Mann, mußte Rose beschwören, daß er zugegen gewesen, als Schwinn's beide getraut worden. Ueber diese Handlung wurde endlich ein Protokoll in den Paß selber niedergeschrieben und allseitig unterzeichnet.



und Marsveld mußten sich persönlich dort einfinden, um am 24. Mai civiliter getraut und am 25. dreimal hintereinander in der reformierten Kirche angeboten zu werden. Am 4. Juni fand dann in Baviaanskloof ihre kirchliche Trauung durch Rose statt. So waren statt 3 Personen 10 für die Arbeit da; denn auch die 5 Missionsfrauen nahmen nach der schon längst bewährten, guten Sitte der Brüdergemeine eine amtliche Stellung ein und leisteten nicht bloß im Hause, sondern bei der geistlich religiösen Pflege des weiblichen Theiles der Bewohner der Station sehr erwünschte, brauchbare Dienste, die um so wertvoller waren, als man ihre Männer, mit Ausnahme von Kühnel, verhältnismäßig zu alt als Heidenboten berufen hatte, so daß dieselben um die Wende des Jahrhunderts sich nicht mehr auf der Höhe ihrer Vollkraft befanden. — Die Berufung des in jeder Beziehung vortrefflichen Rose hatte indeß auch ihre innere Geschichte; sie galt der Beseitigung gewisser Unzuträglichkeiten. Auf dem Gebiete der eigentlichen Missionsarbeit lagen diese zwar nicht; Rohrhammers wie Roses Zeugnisse stimmen darin überein, daß die 3 Bahubrecher mit großer Treue gewirkt und viel geleistet, ja daß der Segen Gottes ihr Werk in einer Weise gekrönt hätte, welche die durch schriftliche Berichte geweckten Erwartungen ein gutes Stück hinter sich zurückließe. Was lag dann aber vor? Nun, um es auf eine kurze Formel zu bringen, die Auswüchse einer echten Zimngesellenwirtschaft, Auswüchse, denen allerdings als schwerwiegende mildernde Umstände die Thatfachen zur Entschuldigung dienen, daß die Brüder mit Arbeit überhäuft, zeitweise von Gefahren umdroht und außerdem durch die allgemeine Weltlage in ihrer Verbindung mit der heimischen Missionsdirektion sehr gehemmt waren. Aber wer kann es leugnen, die Brüder hatten die schon früher erwähnte Hotten-



tottin Martha, ihre Küchenfrau, im Hause mächtig werden lassen, und diese Dame hatte ihrerseits denn nicht verfehlt, für sich, ihren Mann, der sich mit der Zeit wieder herzugefunden, und ihre allmählig zur Fünffzahl gestiegene Kinder-schaar auf dem Grundstück der Brüder mit Erlaubnis dieser, aber doch in beengender Nähe ein Häuschen zu errichten, auch das beste Stück des Gartens der Brüder sich anzueignen. Sie hatte weiter reichliche Brotsamen für sich und die Ahrigen von ihrer Herren Tische fallen lassen und diesen Tisch selber nicht mit der gebotenen, umsichtigen Sparsamkeit gedeckt und besetzt, und das alles hatten ihre 3 Hansherren als ganz in der Ordnung geschehen lassen. Dann waren die unabsehbar vielen Gäste erschienen, über welche die Brüder wohl oft geseufzt, die sie aber doch ganz nach Landes-sitte bewirten zu müssen geglaubt hatten. So war aus dem Vollen gewirtschaftet worden, ohne daß die Brüder an sich für ihre Person das geführt hätten, was man Wohlleben nennt. Wie Rose es später belegen konnte, hatten die 3 Anfänger auch allerhand Anschaffungen von Geräthen und sonstige Einkäufe für die Station gemacht, die nicht wohlüberlegt gewesen waren. Es handelte sich dabei zwar nicht um große Posten, aber eins war zum andern gekommen und hatte das Ausgabenkonto vermehrt, ohne daß die Brüder oder wenigstens Marsveld und Kühnel eine Ahnung davon hatten, in welcher finanziellen Lage ihre Niederlassung sich eigentlich befände. Da erschienen Kohrhammers, an sich eine sehr dankenswerte Hülfe. Sie waren durch einen 5 monatlichen Aufenthalt in England doch etwas mit englischer Sprache und Sitte vertraut, was im Blick auf die damaligen Herren des Kaplandes und das allmähliche Eindringen des englischen Elementes sehr angenehm war. Schwester Kohrhammer übernahm sofort die Arbeit und Lei-

tnug des Haushaltes wie die Aufsicht und Instandsetzung der Wäsche und Kleider der Brüder. Martha wurde gestürzt, wenn man ihr auch für ihr Hänschen und den Verlust ihrer Herrschaft eine Entschädigung bieten mußte. Kohrhammer selbst brachte den Garten in bessere Ordnung, ebenso den Gottesacker, verband letzteren durch eine Allee mit ersterem und versah die Gräber in Ermangelung von Grabsteinen mit Pfählen, an deren kleine blecherne Nummertäfelchen befestigt waren, — kurz er griff überall rüstig zu. Nur in das Finanzwesen der Station gewann er keinen Einblick, bis Schwinn ihm und Marsveld bei seiner Abreise die Kasse und die Bücher übergab, welche er bis dahin allein geführt. Aber auch nun wurde Kohrhammer nicht viel klüger; denn da war ein so krauses Durcheinander von Einnahme und Ausgabe, daß er sich nicht darin zurecht fand, ja vieles war, wie Rose später nachwies, überhaupt nicht gebucht worden. Gleichwohl war Kohrhammer nicht ganz wohl bei den Posten, die er aufgezeichnet fand, und er machte ganz zweckmäßige Vorschläge zu einer bessern Ordnung des Finanzwesens der Station. Um so unerwarteter war der Fehler, den er beging, daß er sich nämlich, durch die allerdings vorhandenen Bedürfnisse gedrängt, mit seinen Kollegen zu der von diesen schon geplanten Ausführung einer ganzen Anzahl Bantten vereinigte, von denen weiter unten die Rede sein wird, und zwar ohne die Erlaubnis der heimischen Missionsdirektion eingeholt zu haben. Diese letztere erhielt vielmehr plötzlich von ihren Agenten in London und Beyst zu ihrem Entsetze zuerst die Nachricht, daß Wechsel im Betrage von 6225 Reichsthalern 3 Schillingen und 3 Stübren (Mk. 25400) zu begleichen, und später die briefliche Kunde, daß das Bankonto Bavianskloofs im Jahre 1799 mit 7621 Reichsthalern 5 Stübren (Mk. 31100) belastet

worden wäre. Erstere Summe stellte den Verbrauch der Brüder in den ganzen ersten Jahren ihrer Thätigkeit d. h. von 1793 bis Ende 1798 dar. Die Brüder hatten bei Martinus Schmidts Schwiegersohn, Leopold Heußler in Kapstadt, der ihre Geschäfte gewissenhaft und uneigennützig besorgte, die nötigen Gelder nach und nach erhoben. Ueber die erlaubte oder unerlaubte Höhe dieser Summen ein sicheres Urtheil abzugeben, dürfte heut zu Tage bei dem völlig veränderten Werte des Geldes kaum möglich sein; so beträchtlich sind sie indeß jedenfalls nicht, daß sie eine Handhabe zu wirklich bloßstellenden Angriffen bieten, wenn man gleichzeitig erwägt, daß es sich um Neugründung eines Missionswerkes handelte. Auch erfährt man sonst genug, um zu ersehen, daß im allgemeinen die Lebenshaltung der Brüder die denkbar einfachste war; so besaßen z. B. die 3 Bahnbrecher keinen Schrank, sondern gemeinschaftlich nur eine einzige Kommode, und Kohrhammers nannten nicht einmal eine solche ihr eigen, sondern verwahrten ihre Wäsche und Kleider in den 2 Kisten, welche ihr Hab und Gut während der Ueberfahrt beherbergt; außerdem hatten sie 6 Stühle, die sie für billigen Preis, ja halb geschenkt in Kapstadt empfangen. Andererseits ist es indeß verständlich, daß die Ausgaben für die neue Mission die heimatliche Gemeinde schwer belasteten. Denn diese Ausgaben hatten infolge der Zeitumstände nicht laufend gedeckt werden können, sondern waren allmählig zu einer immerhin bedeutenden Summe angewachsen, die plötzlich Berücksichtigung heischte. Dazu kam, daß diese heimatliche Gemeinde schon mit andern finanziellen Verlegenheiten zu ringen hatte und überdies noch durch die damaligen Kriegskäufe (Zeyst und besonders Neumied) außerordentlichen Ausapfungen ausgesetzt war. Auf alle Fälle aber hatte die Missionsdirektion Recht,

wenn sie die Rechnungsführung Schwimms verurteilte, der sich, während seines Besuches in Europa mündlich zur Rede gestellt, wenig ritterlich auf Kosten seiner Nuntsbrüder, namentlich Rohrhammers, zu entlasten suchte, und wenn sie die Ausführung jener Bauten ohne Einholung ihrer Zustimmung beanstandete. Auch dürfte es unanfechtbar sein, wenn sie den Brüdern in Baviaanskloof schrieb: „Beschränkt „Eure Gastfreundschaft auf Bekannte und Freunde aus der „Stadt oder auf Standespersonen, denen Ihr besondre „Rücksicht schuldig seid! Den vielen Fremden aber, die zum „Teil nur aus Neugier kommen, zu erklären, es gehe über „Eure Kräfte, sie aufzunehmen, ist uns und Euch keine „Schande. Ihr seid keine wohlhabenden Dominés, sondern „arme Heidenboten, von denen man eine kostbare Bewirtung „zahlreicher Familien unmöglich erwarten kann!“ Die Missionsdirektion berief schließlich den maßvoll verständigen und geistig nicht unbedeutenden Rose, der eine hübsche Geschäftstüchtigkeit besaß (gleichwohl aber auch die Buchungen Schwimms für unentwirrbar erklärte), fremdliche Milde in der Form mit zäher Entschiedenheit in der Sache vereinigte und durch seine hingebende Arbeit für das Werk des Herrn jeden Einwurf entwarf. Ihm gelang die Lösung der nicht leichten und nicht angenehmen Aufgabe, besonnene Sparsamkeit und zielbewusste Ordnung in dem Haushalt der Mission zur Geltung zu bringen wie die Missionsfamilie in sich zu festen und warm nach innen, wie stark nach außen zu gestalten. So sanken rasch die Schatten, welche zwischen die Arbeiter draußen und die heimische Kirchenbehörde sich zu schleichen drohten, in die Tiefe zurück, der sie entstiegen, und einer leidenschaftslosen Würdigung des einen Streitpunktes, der aufgeführten Bauten, konnte selbst die Missionsdirektion näher treten, wie wir es nun ebenfalls thun.

Das Versammlungshaus, im Dezember 1795 begonnen, konnte bereits am 24. März 1796 eingeweiht werden. Man hatte 60000 Ziegeln dazu gebraucht, nach Landes-  
sitte für die Giebel gebrannt, für die Längswandern nur an der Luft getrocknet. Die Hottentotten hatten gethan, was sie konnten. Die regelmäßig angestellten Arbeiter, 20 bis 30 an Zahl, beehrten und erhielten nur die Kost, keinen Arbeitslohn. Um das in sehr weiter Entfernung an höchst unzugänglichem Orte geschlagne Bauholz herbeizuschaffen, hatten sie stets unentgeltlich ihre Ochsen hergeliehen. Nur die Miete für den schwer zu erlangenden Wagen, den Preis des nötigen Eisenmaterials wie den Lohn für die beiden Weissen, den Maurer und den Zimmermann, hatten die Brüder in barem Gelde zu erstatten. An beiden Giebelseiten waren 16 Fuß im Geviert haltende Vorkammern errichtet, durch die man in den Hauptraum des Gebäudes eintrat; er war im Innern 60 Fuß lang und 29 Fuß breit und konnte 300—350 Leute fassen. Jene Vorkammern sollten zur Beherbergung der Nachtgäste dienen und nahmen während der Gottesdienste ebenfalls noch eine Anzahl Zuhörer auf. Aber wenn auch gegen früher eine wesentliche Verbesserung, so viel war von Anfang an klar, für die Gottesdienste war auch dieses neue Lokal unzureichend; nur für die Abhaltung der in verschiedene Abteilungen gegliederten Schule genügte es so ziemlich. — Weiter erweckt die Errichtung zweier Gebäude ein gewisses Interesse, die industriellen Zwecken dienen, aber verschiedenartigen Bedürfnissen ihren Ursprung verdanken. Wir meinen die Messerschmiede und die Wassermühle. Erstere, in der ersten Hälfte des Jahres 1796 in Betrieb gesetzt, diente ausschließlich dem Zweck, der Mission eine Einnahme zu verschaffen, um den Sessel der heimatlichen Kirche zu entlasten.

Kühnel, der unermülich und vielseitig thätige, auf dessen Schultern auch die Hauptlast des Schulunterrichtes ruhte, verfertigte hier Klingen, die in kurzem viel begehrt waren und einen verhältnismäßig hohen Preis bedingten. Er konnte nicht genug schaffen und arbeitete rastlos von früh bis abends, bald 2 hottentottische Lehrknaben an seiner Seite. Mit dieser Arbeitsüberhäufung hängt es vermutlich zusammen, daß er vom 1. November 1797 ab die Führung des Diariums an Schwinn abgab, bis letzterer im Mai 1798 die amtliche Feder Kohrhammer in die Hand drückte, im Interesse der Leserschaft jener Blätter ein dankenswerter Fortschritt. — Mit jener Mühle hatte es aber noch eine andre Bewandnis. Freilich stoffen auch ihre Erträge in die Missionskasse, aber sie wuchs gleichzeitig in viel unmittelbarer Weise aus einem vorhandenen brennenden Bedürfnis hervor; sie wurde zu einer reichen Quelle ähnen Segens für die Pflegebefohlenen der Brüder. Wollten nämlich die Hottentotten von Baviaanskloof das Getreide, das sie entweder selbst geerntet oder von den Banern als Arbeitslohn in der Erntezeit erhalten, mahlen lassen, so mußten sie mit demselben 4—6 deutsche Meilen weit zu den nächsten Müllern fahren, dort dann 8—14 Tage, je nach dem Ermessen dieser Herren, Tagelöhnerdienste thun, das Entgelt für das Mahlen ihres bescheiden Besizes an Körnern, und außerdem noch 12 Stüber für das Miet (Mud), ein uns bekanntes Maas, bezahlen; ja bisweilen nötigte man ihnen Versprechungen ab, die sie für künftige Erntezeiten zu Arbeitsleistungen verpflichteten. Welche Wohlthat für die armen Eingebornen, wenn nun diesem Zustand ein Ende bereitet wurde! Aber auch die Missionare hatten denselben nicht angenehm empfunden. Der nächstwohnende Müller und Bauer Kunz, mit dem sie ein Abkommen über



Mehllieferungen geschlossen, war so überlaufen, daß er seine Versprechungen oft nicht hielt und der Vorrat der Brüder zu Ende ging, ehe er ihren 2, 3 mal erneuerten Bestellungen Folge leistete. Auch wohnte er jenseits des Sondereind-Flusses, und wenn der letztere angeschwollen war, hörten die Mehltransporte völlig auf oder konnten nur auf die Weise bewerkstelligt werden, daß man die jenseits anlangende Sendung ganz allmählig in kleinen Portionen herüberschaffte. Da seitdem die Engländer ins Land gekommen waren und er die Lieferungen für die im Umkreis stehenden Truppenabteilungen übernommen hatte, konnte man bei Knuz überhaupt nichts mehr bekommen. Was lag da näher als der Bau einer eignen Mühle, noch dazu da man in dem aus der Kloof hervoreilenden Bache einen rüstig unverdroffenen Treiber besaß! Freilich die Ausführung des Planes war keine Kleinigkeit. Nicht bloß daß die anwohnenden Bauern zu dem Unternehmen scheel sahen und es zu hintertreiben suchten, sondern die nötigen Mühlsteine und Handwerker zu beschaffen, hielt sehr schwer. Ein Mühlenbauer täuschte auch die Brüder, und sie erlitten häßliche Geldverluste. Ein gewisser Negrini, Sohn eines Predigers in oder bei Plauen in Sachsen, ein Mann, der zuvor Aufseher eines von Baviaanskloof etwa 1 Tagereise entfernten und damals recht besuchten Bades mit warmen Quellen gewesen, aber unter englischer Herrschaft stellenlos geworden war, half den Unternehmern endlich das Werk vollenden, und am 22. Dezember 1797 that die neue Mühle, nunmehr klappernd, zum ersten Mal ihre Dienste. Trugen Mühle und Messerschmiede auch recht brav dazu bei, daß jene oberwähnten, unwillkommenen Wechsel eine solche Höhe erreichten, — das muß man anerkennen, die Ausgabe für diese beiden Anlagen hat sich glänzend verzinst und thut es



noch bis auf den hertigen Tag, den Bewohnern der Station großen Nutzen bringend, der Mission wertvolle Einnahmen zuführend. Ihr drei Erbaner von Gnadenthal, das war wirklich ein sehr guter Griff! — Kohnhammer's waren den Brüdern als Verstärkung angekündigt. Wo sollten sie aber ein Unterkommen finden? Das Versammlungshaus stand da, aber es faßte je länger desto weniger die stets wachsende Hottentottenschaß. Wie sollte man diesem Uebelstande abhelfen? So fand Kohnhammer bei seiner Ankunft bereits den Plan vor, ein neues großes Kirchengebäude zu errichten, das bisherige Versammlungshaus in Missionarswohnungen zu verwandeln und das Hänschen der 3 Brüder zur Herberge für Nachtgäste zu bestimmen. Nachdem er die Verhältnisse kennen gelernt, billigte er den Plan, und in einer Konferenz am 23. Juni 1798 wurde der Bau zunächst des neuen Gotteshauses beschloßen. Während eines Aufenthaltes in Kapstadt vom 1.—16. August reichten dann Kohnhammer und Marsveld beim Gouverneur Lord Macartney (die englischen Gouverneure wechselten sehr rasch) ein Gesuch ein um Erlaubnis zum Bau und um Ueberlassung des nötigen Bauholzes. Beides wurde freundlichst bewilligt, und zwar an Bauholz 20 Frachten oder Wagenladungen, ein Vorrat, der wieder den Neid mancher Uinwohner erweckte, da gewöhnlich aus dem der Regierung gehörigen Forst, wenn man es so nennen will, bei der großen Holzarmut des Landes nur bedeutend kleinere Portionen abgegeben wurden. Am 8. Januar 1799 erfolgte die Grundsteinlegung und am gleichen Datum des folgenden Jahres die Einweihung. Dieser Bau war unter den damaligen Verhältnissen eine wirklich bewundernswerte Leistung und nur dadurch möglich, daß Kohnhammer, Marsveld und Kühnel (Schwinn war ja abwesend) alle ihre Kräfte

aufboten, ja beinahe über Vermögen thaten. Auch die Hottentotten vollbrachten, wie bei dem oberwähnten Bau des Versammlungshauses, was sie konnten. Die 200,000 Backsteine wurden, selbstverständlich unter Leitung eines der Brüder, der Hauptsache nach von den Schulkindern gefordert. Diesmal wandte man nicht bloß an den Giebelmauern, sondern wenigstens auch an der Außenseite der Längsmauern gebrannte Steine an. Nicht am wenigsten Mühe verursachte die Beschaffung des erforderlichen Riedgrases zum Decken des Daches. Nach den schriftlichen Angaben der Brüder war der innere Raum des Gebäudes 60 Fuß lang und 40 breit; er enthielt 3 Emporen, die auf 500 Menschen berechnet waren; die Höhe der Mauern bis zum Dach wird auf 20 Fuß, die bis zur Spitze der Giebel auf 48 Fuß angegeben. Im Ganzen sollten 1000—1100 Menschen darin Aufnahme finden können. Verhältnismäßig leicht gebaut und sehr einfach war das neue Gotteshaus, aber man sah ihm doch gleich an, daß es ein Gotteshaus war. Es erinnerte in seinem Styl, so weit da überhaupt von Styl geredet werden kann, an die Kirchenfälle der Brüdergemeinde. Und gestanden und tren gedient hat es und fleißig benutzt wurde es bis in die zweite Hälfte des August 1891. \*) Am Zulauf, namentlich von Seiten der Weißen zu vermeiden, sagten die Brüder erst am Einweihungstage selber früh um 7 Uhr, daß an dem Tage die Einweihung und um 8 Uhr der erste darauf bezügliche Gottesdienst stattfinden sollte. Gleichwohl erschienen bis dahin weit über 1000 Hottentotten. Man sammelte sich erst in oder richtiger wohl nur das alte Versammlungshaus

\*) Siehe Näheres hierüber im Missionsblatt der Brüdergemeinde, Jahrgang 1891, Augustheft S. 246, Guadenthal und Nyassaland, und Dezemberheft S. 382 unter „Neueste Nachrichten Guadenthal“! —

und dankte Gott für den dort empfangenen Segen; dann zog man in die neue Kirche, die freilich noch nicht ganz ausgebaut war, z. B. fehlten noch die Fenster an der ganzen einen Längsseite. Das störte aber nicht, vielmehr gestaltete sich, nach Kohrhammer's Bericht, der ganze Tag in dessen weiterem Verlauf auch eine Taufe von 7 Personen stattfand, zu einem reichen Segenstage. — Nach Beendigung dieses wirklich zweckmäßigen und dringend nötigen Baues gestaltete man das bisherige Versammlungshaus in Familienwohnungen für die Missionare um, wobei uns freilich nicht ersichtlich ist, wie die 5 Paare genügenden Wohnraum erhielten, auch wenn das Hänschen der 3 Bahnbrecher mit als solcher benutzt wurde; sie müssen in äußerster Enge und Beschränkung gehaust haben. Ja, einmal im Bauen begriffen und geübt, noch mit Bauholz versehen und durch verschiedene Raubtiere wie durch die rauhe Witterung des Winters an dem Besitzstand von Haustieren schwer geschädigt, errichtete man 1 Pferde-, 1 Kuh-, 1 Schaafe-, 1 Schweine-, 1 Hühner- und 1 Enten- und Gänsefistall, und führte endlich (oder eigentlich geschah dies schon vor Beginn des Kirchenbaues, da man eine größere Anzahl Arbeiter beschäftigen mußte) noch 1 Vorrathshaus auf zur Bewahrung von Fleisch, Brot, Mehl, Getreide und frischen wie getrockneten Gemüsen. Das war in der That ein bißchen viel auf einmal, die Rechnungen von 1799 und 1800 bezeugten es. Indes diese Ausgaben waren ebenfalls nicht unzumuthig, sie erbilligten die Kosten des Missionshaushaltes für die folgenden Jahrzehnte. Und das thaten auch in immer fühlbarerere Weise die Erträge des Gartens, dem Schwinn, bis Kohrhammer kam, sich mit besonderer Sorgfalt gewidmet hatte. Zahlreiche Besucher, mit mehr Werkthätigkeit für die dem Magen als für die dem Herzen zu-

fließenden Gaben Gottes, bezeugten, daß sie einen so blühenden und ergiebigen Garten noch nie gesehen hätten und daß der Segen Gottes doch ganz augenscheinlich auf der Arbeit der Brüder ruhe. Im April 1800 meldet Kohnhammer, man habe 11 Dresdner Scheffel getrocknete Pflirsiche, 2 Scheffel getrocknete Bohnen und so viel Tabak geerntet, daß man 500 Pfund nicht bloß Rauch-, sondern auch Schnupftabak bereiten können, der dem besten in Kapstadt verkaufen an Güte nichts nachgebe und zu Gunsten der Missionskasse zu Gelde gemacht worden sei. Freilich galt es in oft schwerem Kampfe gegen Dürre wie gegen Ueberschwemmungen das Gewonnene zu bewahren, und die damals noch zahlreichen Paviane, die als treue Wetterpropheten durch ein wehklagendes Geschrei jeden Umschlag in der Witterung ankündigten, ermahnten die Brüder nicht selten, ihre Vorkehrungen zu treffen, ehe die verheerenden Wasserfluten wie Lawinen aus den Schluchten und von den Hängen des Gnadenthaler Berges herniederbrausten. Einer der von Rose mit Recht getadelten Vergewinnungen von Zeit und Geld bestand darin, daß ein großer Teil der gut bleibenden 2000 Weinstücke wieder ausgerodet und durch Pflirsichbäume ersetzt worden war. Man machte das allmählig wieder rückgängig. Waren die Trauben doch nicht bloß frisch und getrocknet als Zukost dankbar mitzunehmen, sondern man entfelkerte ihnen auch einen Trinkwein, der zwar nicht dem edlen Saft von Constantia, sondern nur, wie einer der Missionare bemerkt, einem besonders guten Jahrgang Meißner gleichkam, aber Besuchenden immerhin mit Ehren kredenzet werden konnte.

Vom Mittelpunkt zu der ihm nächst gelegenen, innern Kreislinie, von den Missionaren zu ihren Pflegebefohlenen, den Hoffentotten!

Was die äußern Verhältnisse dieser Leute betrifft, so ist in den Jahren von 1795—1800 ein entschiedener Fortschritt wahrzunehmen, indem ein allmählicher, aber ganz ersichtlicher Uebergang vom Nomadenleben zum Acker- und Gartenbau stattgefunden hat. Früher war es Ausnahme, wenn einer der Eingebornen sich ein Feld anlegte. Die Mehrzahl begnügte sich damit, Viehzucht zu treiben, bei den Bauern Feldarbeit zu verrichten und im übrigen träge herumzulungern. Des Verdienstes, der ihnen aus den immer nur zeitweiligen Leistungen bei den Bauern zufloß, blieben die meisten freilich auch ferner noch bedürftig. Daneben aber — und das bewirkte das Beispiel und die Ueberredung der Missionare — bestellte nun eine stets wachsende Schaar sich selbst einen Acker. Einen solchen, etwa von der Größe eines Morgens, erhielt ein jeder zur Nuznießung; die Missionare zerstückten nämlich das zur Station gehörige, für Acker- und Feldbau geeignete Land in eine der Zahl ihrer Bewohner ungefähr entsprechende Zahl von Ackerlosen und liehen sie an die Einzelnen aus, da der Grund und Boden von Anfang an von den Behörden nur der Mission und der unter ihrer Leitung stehenden Gesamtheit der Bewohner zugesprochen war. Das außerdem noch vorhandene Weideland scheint ungeteilt geblieben zu sein. Und wie groß war die Menge, die sich in Baviaanskloof niedergelassen? Im Diarium vom 16. Dezember 1799 finden wir endlich einmal eine Angabe darüber. Es existierten auf dem Grund und Boden der Station 228 Häuser und Hütten, die von 252 Männern, 321 Weibern und 661 Kindern, also in Summa von 1234 Hottentotten bewohnt waren; am 31. Dezember 1800 wurden 1296 Köpfe gezählt, obwohl im Laufe des Jahres 162 Personen mit Tod abgingen; (dabei sind die ungerechnet, welche in der

Nähe, aber nicht auf Stationsland angepflanzelt waren und auch zu den Gottesdiensten sich einzufinden pflegten). Wohl gab es noch immer nicht wenige männliche und weibliche Faulkenner, die aus dem üblichen Schlentrian nicht herauszubringen waren. Aber die Fleißigen trugen den Lohn ihrer Anstrengung davon in einer Ernte, die bei Einem 25-fältig, bei fast allen übrigen wenigstens 20-fältig ausfiel. Gärten legte sich auch eine ganze Anzahl an. Die Brüder gaben guten Rat, Ableger und Samen. Besuchende Weiße, welche die weltberühmte hottentottische Trägheit und Stumpfsinnigkeit kannten, vermochten sich kaum von ihrem Stammen darüber zu erholen, daß Eingeborne nun hübsche eigne Fruchtbäume, Kohl, gelbe Rüben, Kraut, Kartoffeln und dergleichen in eigenen Gärten züchten. Dem anfänglichen Mangel an Gerätschaften halfen zum Theil kapische Fremde ab; so übergab Martinus Schmidt einmal 40 Grabscheite an die Missionare, aber mit der vernünftigen, Bestimmung, daß die sorglosen Hottentotten, damit jene nicht abhandeln kämen, sie nur von den Missionaren leihen sollten; zum Theil schafften sich die rührigsten unter den Eingebornen das Nötige aus eigenen Mitteln an, obwohl dazumal eigentlich nur in Kapstadt und auch dort nur zu sehr hohem Preise Handwerkszeug und Ackerbaugeräte zu bekommen waren. Die inneren Vorzüge des äußerlich ja nicht gerade anziehenden Schweines, vor dem die Hottentotten zuvor einen großen Abscheu gehegt, gingen ihnen nun auch auf in Folge der Belehrung der Missionare, und sie fingen an, diese Tiere zu züchten, welche einen reicheren Ertrag an Fett lieferten als ihre Hammel. Als Korbhämmer eintraf, war er erstaunt, schon eine hübsche Anzahl kleiner, aber ordentlicher und netter Häuser vorzufinden, vor denen die dürftigen und ungesund, meist mit Rauch ge-



füllten Fellschütten hatten weichen müssen. So bahnte sich allmählig die Hebung der Eingebornen auf eine höhere Stufe der Gesittung und eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage an; sie lernten die Pflicht und den Segen der Arbeit kennen. Anfang des Jahres 1796 nach beendeter Ernte sprachen zum ersten Mal ein paar Bauern den Missionaren aus, so fleißige und gewissenhafte Arbeiter wie die Hottentotten von Bavianskloof hätten sie noch nie besessen und wünschten sie in Zukunft immer zu haben, — ein Urtheil, das sich nach und nach in weiteren Kreisen Bahn brach, den Brüdern natürlich hohe Freude bereitete und ihre Thätigkeit auch vor den Augen ihrer erbittertsten Gegner in glimpflicherem Lichte erscheinen ließ.

Gehen wir sodann zur Besprechung der Erfolge über, welche die eigentliche Missionsarbeit unter den Hottentotten in den Jahren 1795—1800 begleiteten, so lassen wir am besten erst die Zahlen reden. Ende des Jahres 1794 belief sich die Zahl der Mitglieder des entstehenden Missionsgemeinens auf 36 Personen. Folgende Tabelle veranschaulicht nun das allmähliche Wachstum desselben.

Bestand am 31. Dezember des Jahres:	Abend- mahls- genossen:	Getaufte		Tauf- Car- didaten:	Gesamt- Summe :
		Erwachsene:	Kinder:		
1795	8	21	4	29	62
1796	15	34	9	25	83
1797	18	47	19	52	136
1798	36	78	35	51	200
1799	69	103	60	72	304
1800	85	126	103	77	391
					(332)

Dabei ist nur zu bemerken, daß die Zahlenangaben in Bezug auf das Jahr 1800 insofern eigentümlich aufgestellt sind, als die 59 im Laufe des Jahres Entschlafenen (9 Männer, 28 Weiber, 22 Kinder) sich mit in der Gesamtsumme befinden. Da aber nicht gleichzeitig mitgeteilt wird, ob diese 9 Männer und 28 Weiber der Klasse der Abendmahlsgenossen oder der getauften Erwachsenen oder endlich nur der Taufkandidaten angehören, so ist eine nachträgliche Umrechnung ausgeschlossen. Nur so viel ist gewiß, daß irgend einmal im Laufe des Jahres 1800 die Gesamtzahl der Mitglieder sich auf 391 Personen belief, daß sie aber am 31. Dezember genannten Jahres infolge einer Seuche, die weiter unten Berücksichtigung findet, auf 332 herabgegangen war. Die Summe der in Abzug gebrachten Todesfälle während der vorhergehenden Jahre schwankt zwischen 3 und 7 Personen. Wen es befremdet, daß bei dem wirklich regen und erfreulichen geistlichen Leben die Zahl der Getauften, zu der selbstverständlich die Summe der Abendmahlsgenossen hinzuaddiert werden muß, keine höheren Beträge aufweist, der erfahre, daß die Brüder mit der Taufe recht zurückhaltend waren und sie eher zu spät als zu früh eintreten ließen. Endlich muß noch auf einen Umstand hingewiesen werden. Baviaanskloof und sein Weichbild hatten ja außer den in der obigen Tabelle Aufgeführten eine ganze Anzahl von noch heidnischen Bewohnern. Letztere nahmen mit den Christen nicht bloß am Besuch der Gottesdienste, sondern auch der Schule teil, in der neben den Elementargegenständen auch biblischer Unterricht geboten wurde. Die Brüder bezeichneten die erwachsenen Teilnehmer an diesem Schulunterricht mit dem Namen „Lehrlinge.“ Nicht aus allen den genannten Jahren liegen deutliche Angaben über ihre Zahl vor; doch im Jahre 1798 belief sich

ihre Schaar auf 100 Männer und 200 Weiber und im Jahre 1800 auf 293 Erwachsene (Männer und Weiber). Der Einfluß der Schule auf diese Lehrlinge war, dank des biblischen Unterrichtes, von großer Wichtigkeit um seiner vorbereitenden (propädeutischen) Wirkung willen; denn grade aus den Reihen dieser Lehrlinge ergänzte sich immer wieder der Stamm der Taufkandidaten. Notizen über die Summe der die Schule besuchenden Kinder liegen nur vor aus den Jahren 1796, 97, 98 und 1800 mit den Zahlen 173, 207, 200 und 230; in der Erntezeit wurde der Schulunterricht ausgesetzt, weil die Jugend schon bei der Arbeit mithelfen mußte. Die Gottesdienste wurden in der bereits früher geschilderten Ordnung und Zahl weitergehalten; der Besuch derselben war unvermindert stark, ja steigerte sich noch, seitdem vorübergehend das Versammlungshaus und dann dauernd die neue Kirche in Gebrauch genommen werden konnten. In den Aufzeichnungen vom Juli 1798 stoßen wir auf die Notiz, daß die Erwachsenen den Text und die Melodie von schon 100 Liederversen können.

Gehen wir dann von diesen äußern Symptomen der Gottseligkeit zu der Frage über, wie es mit ihrem innern Kern beschaffen war, so weit derselbe sich erkennen ließ, so kann man im allgemeinen kein andres Urtheil abgeben, als daß die Gnade Gottes in unvermindertem Maaße sich zu dem Werke in Baviaauskloof bekannte. Die hingebende Treue ihrer Hirten erwiederte die Heerde mit unbegrenztem Vertrauen, mit einer oft rührenden Liebe und Dankbarkeit, die in den Zeiten gemeinsam durchlebter Trübsal die Probe bestanden hatte, ja nur vertieft und gestählt worden war. Opfer schenkte diese Liebe nicht. Freilich für ihre eigne Person begehrten die Missionare nichts; wie begrenzt ihre Mittel und wie gering ihre Ansprüche, so waren sie doch der weit

überwiegenden Mehrzahl dieser armen Eingebornen gegenüber die begüterten. Aber wo es Opfer im Interesse des Ganzen, des allgemeinen Besten der Station galt, Opfer vor allem an Zeit und Arbeitskraft, da nahmen die Missionare gern an, was ihnen geboten wurde, geboten wurde nicht nur aus Liebe zur Sache, sondern ebenso sehr, wenn nicht noch mehr aus Liebe zu ihnen. Diese Opferwilligkeit hatte sich in glänzender Weise gezeigt bei Errichtung der vielen, obervähnten Bauten, wie wir bereits angedeutet. Sie zeigte sich auch, als — ein keimhafter kleiner Anjaß zu kirchlicher Selbsterhaltung — als die Brüder am 1. Februar 1800 unter Hinweis auf die Anstrengungen, denen sie sich selbst bei Errichtung der Kirche unterzogen, ihre Leute darauf aufmerksam machten, daß es nun wohl nur recht und billig sei, wenn dieselben auch etwas zur Erhaltung des Gotteshauses beitragen, und den Vorschlag machten, daß sie jährlich pro Person 1 Schilling (51 Pfennige) entrichten und außerdem für die Beleuchtung Sorge tragen sollten. Wer zu arm sei, um Geld zu geben — und viele waren wirklich blutarm — der könne ja darauf sich beschränken, wenn er einmal schlachte, Talg zur Herstellung von Lichtern zu geben. Allgemeiner Beifall — und 3 Tage darauf waren schon 74 schöne Lichter und 14 Reichsthaler (57 Mk. 12 Pf.) an baar Geld für die Kirche in den Händen der Missionare. Daß sich auch sofort Leute willig fanden, das Amt von Kirchendienern zu übernehmen und in dieser Eigenschaft für Reinhaltung, Ordnung und Erleuchtung des Gotteshauses zu sorgen, wird dann auch nicht überraschen. Und die mit diesen Verfügungen Betrauten schätzten sich diesen äußeren Dienst am Heiligthum als Ehre und als Gnade. Solche kleine Züge, daheim in der Christenheit unbesprochne Selbstverständlichkeiten, wollen bei kürzlich dem Heidentum Entzungenen be-

achtet und gewogen sein. — Bohren wir dann noch tiefer, so erfahren wir, daß der Geist Gottes immer wieder aufs neue mächtig unter diesen Hottentotten waltete, so daß oft in den Gottesdiensten eine tiefe Bewegung und Ergriffenheit sich kund gab, auch bei den anwesenden Weißen, die in immer größerer Zahl dazu sich einfanden. Besonders die Feier der Karwoche und des Osterfestes pflegte reiche Segenszage zu bringen, das Weihnachtsfest und die Neujahrgottesdienste kaum minder. Ueber ihr Seelenheil Bekümmerte kamen nach wie vor, um sich Trost zu holen. An den Getauften und ihrem Wandel in heiliger Furcht und williger Treue konnten die Missionare fast ausnahmslos ihre Freude haben, dessen so gut wie gewiß, daß die Engel Gottes dieselbe auch empfanden. Die Zahl der in Kirchenzucht Befindlichen — auch ein Maßstab, wenn auch ein negativer — ist in diesen ganzen Jahren äußerst gering, kaum 2 oder 3 jährlich. Daß die Getauften noch nicht zu Helden in Christo erwachsen waren, sondern noch öfters gegängelt, geweckt und angefeuert werden mußten, kann als bei Anfängern kaum wundernehmen. Zu ernsterer Klage und Bestrafung geben einmal, aber es ist in der Weise wirklich das einzige Mal, im April 1799 die „Lehrlinge“ d. h. also die Ungetauften und auch noch nicht zu Taufandidaten Angenommenen Anlaß. In welcher Weise sie abgeirrt, giebt das Diarium nicht näher an; nur von Untreuen ist die Rede, die sie sich haben zu Schulden kommen lassen; die Vermutung, daß es sich um fleischliche Versündigungen handelte und zwar in größerer Ausdehnung, liegt nahe. Wie aber diesen Leuten beikommen, die noch keine Christen waren und gegen die man irgend einen Grad der Kirchenzucht nicht anwenden konnte? Nach gemeinschaftlicher Beratung beschloß man, den Schulunterricht eine Zeit lang

anzusetzen; denn darüber würden sie, das wußte man, untröstlich sein. Glückliche Lehrer, die in dem Einstellen des Unterrichtes das für ihre Schüler empfindlichste und schmerzlichste Strafmittel besitzen! Zuerst erschienen die, welche an jenen Ausschreitungen nicht beteiligt waren, und bateten mit Thränen um den Wiederbeginn der Lehrstunden. „Man bedeutete sie liebevoll,“ heißt es im Diarium, „daß die Aussetzung nicht um ihretwillen geschehen sei, sondern um derer willen, die, so sie das Wort gehört haben, darnach hingehen und dem Teufel, der Sünde und dem Fleische dienen; daher diejenigen, so in der Gnade stehen, Ursache hätten zu beten und nicht müde zu werden in der Treue und dem Aushalten bei Jesu.“ Nachdem 8 Tage verstrichen und immer zahlreichere Haufen gekommen waren, beschloßen die Brüder, daß Marsveld den Männern und Kehrhammer den Frauen eine Rede halten sollte. Das geschah denn auch. Es heißt im Diarium darüber: „Es wurde ihnen liebevoll und ernstlich vorgestellt, daß Viele unter ihnen seien, die das Wort Gottes täglich hörten und der Rat Gottes von ihrer Seligkeit würde ihnen nahe gebracht. Gleichwohl mußten wir zu unserm Schmerz sehen, daß so viele in einem ungöttlichen Leben und Wandel dahingingen und dadurch nicht nur der Gemeine des Herrn, sondern auch andern weisen Leuten Aergernis gäben. Diejenigen, die sich solche Abweichungen von Jesu hätten zu Schulden kommen lassen, sollten wissen, daß sie sich die Strafe Gottes selbst zuzögen, aus Grund, weil sie täglich Gottes Wort hörten, mit ihrem ungöttlichen Leben aber selbiges mit Füßen träten; daher ihre Lehrer schuldig wären, solches ihnen nicht nur zu sagen, sondern sie an Gottes Statt zu bitten, daß sie möchten umkehren. Wenn sie dieses nicht wollten thun, so mußten wir ihnen sagen, daß wir lieber



„unfern Stab nehmen wollten und weitergehen, als eine  
„Gemeine von Sündendienern und Heuchlern sammeln, die  
„den Heiland nur mit dem Munde wollten bekennen. Solche  
„Herr Herr Sager und Manchriften zu sammeln, hätte uns  
„Jesus und seine Apostel keine Anweisung gegeben u. s. w.“  
Daraufhin entstand „ein großes Senzen und Heulen“ unter  
ihnen und die Missionare ließen sie auseinandergehen. Dann  
kamen die Leute in einzelnen Gruppen, gegen 200 Männer  
zu Marsveld und über 300 Weiber zu Kohrhammer, und  
baten um Wiederannahme des Unterrichtes. Ihr Anliegen  
wurde nun gewährt, nur die Hauptschuldigen blieben noch  
eine Zeit lang vom Besuch der Schule ausgeschlossen — eine  
Begebenheit und ein Bericht darüber, kennzeichnend in ver-  
schiedner Beziehung. Doch der Leser hat selbst sein Urteil;  
er fälle es nach Belieben, da die wörtliche Wiedergabe der  
Quellen uns der Verpflichtung enthebt, es für ihn zu thun! —  
Noch einer Thatsache müssen wir Erwähnung thun, die mittel-  
bar auch geeignet ist, ein Streiflicht auf den Stand des  
religiösen Lebens in Baviaanskloof zu werfen. Wie es  
scheint dasselbe ansteckende Gallenfieber, das schon im Jahre  
1794 eingekehrt, trat im Jahre 1800 abermals auf, leider  
diesmal mit noch viel verheerenderer Kraft und Ausbreitung.  
Zu damaliger Zeit wurde es Koorts genannt und pflegte  
alle 5, 6 Jahre namentlich die Hottentotten zu ergreifen,  
obwohl es an den Weißen auch nicht ganz vorüberging.  
Nicht weniger als 103 Personen, darunter jene oberwähnten  
59, die bereits dem Christengemeinlein zugezählt waren,  
starben daran, wenn auch ihre Zahl durch 146 im Laufe  
des Jahres erscheinende Zuzügler mehr als ersetzt wurde.  
Es war eine sehr schwere Zeit für die Kranken sowohl als  
auch für die Missionsgeschwister. Das herrschende Elend  
spottet jeder Beschreibung. Die 5 Ehepaare theilten es so

ein, daß jedes von ihnen je 1 Woche lang die Besuche und Besorgung der Kranken übernahm; es galt täglich bei 50—60 Kranken vorzusprechen; in mancher Hütte lagen 3—5 Personen darnieder. Monate lang hielt die Seuche an, im November 1800 hatte sie ihren Höhepunkt erreicht, aber noch bis ins Jahr 1801 hinein währte sie, verlängert auch durch den Umstand, daß verschiedene bereits völlig Genesene ein zweites, ja gelegentlich gar ein drittes Mal davon befallen wurden. Vermehrt wurde der Jammer dadurch, daß alle Arbeit stockte, aller Verdienst aufhörte. Drückende Armut trat ein. Die Bauern wollten auch Gesunde, die von Baviaanskloof kamen, um der Gefahr der Ansteckung willen nicht in Arbeit nehmen; die aber schon in ihrem Dienste Stehenden und von der Krankheit Befallenen sandten sie sofort nach der Missionsstation zurück; manche kamen auf dem Rückweg nur, andre erreichten die Heimat nur grade noch, um gleich dort zu sterben. Die Missionsgeschwister thaten, was sie konnten, um der Krankheit wie dem Hunger zu wehren. Rührend waren die Aeußerungen der Dankbarkeit von den Lippen der Leidenden. Aber was vermochten die beschränkten Mittel der Missionare gegenüber dieser unerbittlichen, doppeltköpfigen Not! Ihr Vorrat an Arzneien war bald erschöpft, ihre Gaben an Lebensmitteln reichten auch nicht hin für so Viele. Sie ließen einen Arzt, Dr. Temple, von Kapstadt kommen. Er brachte einige Medizin mit, aber auch nicht genug, da er sich die Zahl der Erkrankungen nicht so zahlreich vorgestellt. Die von den Missionsgeschwistern angewandte Behandlung lobte er; nur hätten sie zu schwache Dosen von der Arznei gereicht; daß sie sich selbst nicht mehr geschont, tadelte er. Indesß wenn auch einige von ihnen vorübergehende, leichte Anfälle der Krankheit gehabt, so waren diese doch stets rasch gewichen, Gottes

schützende Hand hatte über ihnen gewacht, damit sie sich um so ungehinderter der Pflege ihrer Schützlinge widmen könnten. Und sie thaten das unverdrossen und unermüdet, wenn auch ihre Herzen von tiefem Weh erfüllt wurden. War es dabei aber auch erhebend für sie zu sehen, wie ohne weiteres durch die Seuche ihrer Eltern beraubte Kinder in andern Familien Aufnahme fanden, so wog ihnen eine Freude noch weit höher, die sie oft genießen durften, und diese eben ist es, die auf den Stand des christlichen Lebens in Baviaauskloof ein helles Streiflicht wirft. War es 1794 schlimm, aber auch herrlich gewesen, so gestaltete sich 1800 nicht bloß viel schlimmer, sondern auch noch viel, viel herrlicher. Der Tod, dieser Herzensenthüller, der Viele bedrohte und einige hinwegnahm, weckte nur bei Wenigen Furcht, bei den Meisten Freude. Er fand sie vorbereitet und fertig, fest gegründet im Vertrauen auf Christus, den Versöhner und Auferwecker, voll Sehnsucht darnach, zu ihm gehen zu dürfen; ja in manche schmutzig dunkle, rauchgefüllte Hütte ergossen sich die Lichtströme himmlischer Herrlichkeit wie der Glanz der Engelerrscheinung in das Nachtdunkel, das Bethlehems Hirten umringte. Nicht wenige Seiten im Diarium sind vollgeschrieben mit Berichten über Kranken- und Sterbe-Betten, auf denen nicht mehr stumpfe, verachtete, in heidnischer Verfunkenheit befangne Hottentotten, sondern Heilige ruhten, angethan mit dem Schmuck und Ehrenkleide, das Christi Blut und Gerechtigkeit ihnen erworben. Einzelne bekehrten und empfingen sterbend noch, wonach sie schon im Leben sich so lebhaft gesehet, die heilige Taufe. Wo immer wie hier die Heidenmission durch des Herrn Gnade armen Verstoßenen und Verfinsterten des Lebens größte Kunst, die Kunst zu sterben, gelehrt, da schon hat sie ihr göttliches Existenzrecht unwiderleglich bewiesen; denn was der Erde verloren, ist doch dem Himmel gewonnen.

Aus dem um die Missionare geschaarten, inneren Kreis ihrer Pflegebefohlenen treten wir hinaus in den weiteren, äußeren und besprechen noch das Verhältniß der weißen Bevölkerung des Kaplandes zu Baviaanskloof in dem Zeitabschnitt von 1795 — Ende des Jahres 1800.

Waren die Brüder schon früher mit Besuch der verschiedensten Art überlaufen worden, so steigerte sich derselbe in der Folgezeit geradezu ins Ungemeßene. Die Gegner des Unternehmens hatten eifriger als seine Freunde dafür gesorgt, daß die Station eine Berühmtheit geworden war. Auch viele Engländer erschienen, nicht am wenigsten Offiziere, ja sogar einzelne englische Damen, und diese britischen Besucher bekundeten im allgemeinen ein viel tieferes Interesse und Verständniß für das Werk als die Mehrzahl der sonstigen Gäste; sie waren offenbar in einer andern geistigen und kirchlichen Luft aufgewachsen. Anfänglich eine mit Freuden begrüßte Erleichterung für die Brüder war es, sofern Verpflegung und Nachtherberge der Fremden in Betracht kam, daß der oberwähnte Negrini im Beginn des Jahres 1800 in einem Hause, das er nebst einem Wohnhaus mit Erlaubniß der Brüder in Baviaanskloof errichtet hatte, eine Art Gasthof grade im Blick auf besuchende Weiße eröffnete. Freilich muß dazu gesagt werden, daß der weiterblickende Rose bald nach seiner Ankunft diese Einrichtung mit ganz andern Augen ansah als seine Amtsbrüder, die von Negrini hohe Stücke hielten. Und Rose behielt Recht. Der Gasthof sank bald zu einer Kucipe herab, die für manche Hottentotten ernstere Gefahren in sich barg, und der Besitzer sank mit, bis er ein paar Jahre später sich bei Nacht und Nebel aus dem Staube machte, Schulden, seine hottentottische Frau mit 3 Kindern in Not und den Missionaren die Lehre hinterlassend, die Errichtung eines gewöhnlichen Wirtshauses auf

einer Missionsstation inmitten einer zum Durst geneigten Bevölkerung sei eine mehr als bedenkliche Sache. Mochten nun aber die Brüder auch noch fort und fort mit allerhand äußern Verlegenheiten zu kämpfen haben, die aus der Bewirtung und Beherbergung ihrer Gäste herfloßen, so nahmen sie sich den Rath der heimischen Missionsdirektion zur Richtschnur, und grade das Zusammenströmen so vieler Besucher, oft gleichzeitig, öffnete auch den letzteren die Augen darüber, daß es die Kräfte der Missionare überstiege, allen gerecht zu werden. Auch hatten die praktischen Engländer meist ihre eignen Zelte mit, in denen sie uächtigten. Was jedoch weit schwerer wiegt, ist die Thatsache, daß auf einmal die Prediger des Kaplandes ein auffallendes Interesse für Baviaanskloof bekundeten und zwar ein sehr wohlwollendes. Den Umschlag in der Gesinnung des Prädicanten Borchersds haben wir bereits erwähnt. Der Geistliche von Swellendam, zufällig am Anfang des Jahres 1798 gleichzeitig mit Marsveld in Kapstadt zum Besuch, ließ letzteren zu sich bitten und konnte nicht genug von dem Werk in Baviaanskloof hören, nicht genug zum Lobe desselben sagen. Im April 1796 erschien Prädicant Bleek selber auf der Station, wohnte dem Gottesdienst bei, bat bezeichnender Weise um Spangenberg's Idea wie die Grönländische Historie und bezeugte sich als warmer Freund der Brüder und ihrer Arbeit. Am 18. Okt. 1797 erschien der, wenn wir nicht irren, lutherische Prediger Keisch mit 4 Herren aus Kapstadt, und die Gesellschaft blieb bis zum 20<sup>ten</sup>. Sie besuchte in den Kraalen, wohnte den Gottesdiensten bei und war ganz überwältigt von dem Eindruck, den die außerordentliche äußere und innere Veränderung der Hottentotten auf sie machte. Die Herren konnten gar nicht fertig werden darüber, daß sie in so kurzer Zeit möglich gewesen; es sei eben ein

Wunder Gottes, das man sehen müsse, um an sein Vorhandensein glauben zu können. Mit warmen Segenswünschen verabschiedeten sich schließlich diese Besucher. Weit bemerkenswerter sind aber die beiden Besuche des Prädicanten Vos von Notensand. Der erste umfaßte die Tage vom 6—9 Januar 1797. Frau Smith, die später noch einmal auf eigne Hand in Daviaanskloof erschien, war unter andern auch in der Gesellschaft dieses Geistlichen, der diesmal von dem überströmte, was Marsveld seiner Zeit vermißt, von der wärmsten brüderlichen Teilnahme und Mitfreude an dem mächtigen Walten des Geistes Gottes unter den Eingebornen. Vos untersuchte alles sehr genau, ging in die Gottesdienste und prüfte Einzelne, äußerte sich dann aber auch um so befriedigter. Und zugleich trat es diesmal unverhüllt zu Tage, welch warmer, thatkräftiger Freund und Beförderer der Heidenmission überhaupt er sei. Von diesem Besuch an hatte Daviaanskloof wohl keinen treueren Fürsprecher und Beschützer im ganzen Lande als eben ihn. Welche Erquickung war das für die Brüder! Sie vergaßen darüber gern, daß sie an einen Tage für mehr als 30, an dem andern gar für 60 Personen, die das Gefolge des Geistlichen bildeten, Tisch und Bett bereiten sollten, was sie natürlich kaum annähernd im Stande waren und was ihnen bei den Banern manche üble Nachrede eintrug, da sie ihren Versammlungsfaal als kirchlichen Raum betrachteten und ihn nicht in einen Schlafsaal verwandeln wollten. Noch glücklicher waren die Brüder indeß über seinen zweiten Besuch vom 20—23. März 1800, bei welchem Vos außer 3 Damen noch ein paar seiner Kirchenältesten mitbrachte. „Er freute sich als ein Kind, in unsrer Mitte zu sein,“ heißt es im Diarium. Die Brüder bewundern auch den Eifer, mit dem dieser treue Mann unermüdetlich in seinem Sprengel umherreiste, um die zerstreuten



und zum Teil auch verirrtten Schafe seiner Heerde zu sammeln und zurechtzubringen; sie überzeugen sich aber auch anfs neue, daß sein Herz nicht minder entbrannt war von Liebe zu den im Laude befindlichen Heiden. In der neuen Kirche hielt er am einen Tage an die erwachsenen Hottentotten, am andern an die mehr als 300 Kinder Ansprachen, die warm und ergreifend waren und zu Herzen gingen. Auch sonst bewegte er sich vielfach unter den Hottentotten, unter denen ihm äüßerst wohl zu sein schien, und hatte seine herzlichste Freude an ihren kindlich einfältigen und dabei gediegenen Antworten. Am letzten Morgen vor der Abreise empfahl er die Missionare und ihr Werk in einem inbrünstigen Gebet dem Herrn und nahm unter Thränen und mit Bruderkuß Abschied von ihnen. Heimgekehrt konnte er sich, wie sie später hörten, nicht enthalten, am nächsten Sonntag öffentlich in der Predigt vor seiner Gemeinde in Notensand ein warmes Zeugnis für das Gnaden- und Liebeswerk in Baviaanskloof abzulegen. Seit diesem Besuch trat Vos in regelmäßigen Briefwechsel mit den Brüdern.

Und warum eine so ausführliche Berichterstattung über diese Besuche von verschiednen Predigern? Etwa um das Lob Baviaanskloofs einstimmig aus dem Munde amtlicher Vertreter der reformierten und lutherischen Kirche ertönen zu hören? Nein, zwei andre Gründe veranlassen uns vielmehr dazu, den einen berücksichtigen wir sogleich, den andern weiter unten. Abgesehen von Vos, der ja auch später als die 3 Gründer von Baviaanskloof im Kaplande wieder eintraf, hatten sich die Geistlichen der Kolonie dem Missionsunternehmen gegenüber entweder ablehnend verhalten oder es aus der Ferne mit ein paar freundlichen Wünschen abgesehen. Wie kam es dann, daß plötzlich ein so warmes

Missionsinteresse in sie hineingefahren war? Von Vos, wird man vielleicht antworten. Indeß dieser war keineswegs bei allen seinen Amtsbrüdern wohlgelitten, und woher hatte denn Vos diese warme Liebe zur Heidenmission? Der Bescheid ist ganz einfach der: Wir stoßen hier auf die Wirkung der bedeutungsvollen missionsfreundlichen Bewegung, die unauflöslich mit dem Namen William Carey und seinem Auftreten im Jahre 1792 verknüpft ist, in England immer weiter um sich griff und zur Gründung der baptistischen wie der Londoner Missionsgesellschaft (1795) führte, ja sich auch nach Holland fortpflanzte und dort die sogenannte Rotterdamer Missionsgesellschaft (1797) ins Leben rief.\*) Träger und Vermittler des von dieser Bewegung ausgehenden Aufstoßes für das Kapland ward zunächst Vos, der während seines Aufenthaltes in Holland von ihr ergriffen worden war, und die nächstliegende natürliche Folge seiner Thätigkeit innerhalb der Kolonie, welche seine Heimat ansmachte und welche uns

---

\* Anmerkung. Freilich nicht so berühmt ist eine andre Missionsunterstützungs-gesellschaft, die aber in einem brüderlichen Werk, das diese Zeit behandelt, wahrlich nicht unerwähnt bleiben darf, die 1793 in Beyerst (Holland) gegründete Niederländische Sociëtat zur Beförderung der Missionen der Brüder unter den Heiden, sonderlich in den Kolonien der vereinigten Niederlande. Diese Gesellschaft hat geräuschlos und treulich nun auch ein Jahrhundert lang namentlich den Missionen der Brüdergemeine in Suriname und im Kaplande unendlich viel Gutes erwiesen und daneben auch stets eine offene, freigebige Hand für andre Werke des Reiches Gottes gezeigt. Eigne Sendboten hat sie freilich nicht berufen, das lag außerhalb der Grenzen, die sie sich selbst gesteckt. Und darum kann sie nicht mit jenen oberwähnten Gesellschaften auf eine Stufe gestellt werden. Erwähnung im obigen Zusammenhang verdient sie aber gleichwohl, da auch sie eine Frucht jener gejegneten Missionsbewegung ist.

hier beschäftigt, zeigte sich darin, daß man sich darauf besann, man habe ja bereits ein Werk der Heidenmission im eignen Lande, daß man diesem Werke, schon durch Georg Schmidt vorbereitet, größere Aufmerksamkeit zuwandte, sich damit bekannt machte und nun wirklich mit offenen Augen sah, was man bisher übersehen und versehen hatte. Der Schutz englischer Dragoner sicherte den bedrohten äußern Bestand Baviaanskloofs, jene Bewegung der Geister trug nicht unwesentlich dazu bei, der Station in den Herzen aller für das Christentum Zugänglichen Existenz- und Bürgerrecht zu erwerben und damit überhaupt einer praktischen Betreibung der Heidenmission in diesem Lande Boden zu gewinnen. Die Brüder in Baviaanskloof hatten das Gefühl, als ob ihnen in ihrer Bedrängnis durch unsichtbare Feinde unvermuthet Entsatztruppen zugesandt worden, als ob ihnen in ihrer schmerzlichen Vereinsamung freundliche Bundesgenossen zur Seite getreten wären; ja daß endlich einmal die leidigen konfessionellen Unterschiedsbetonnungen und Zwistigkeiten verstummten, daß die hochwürdigen Herren sie, die geringen Laienbrüder, doch auch als Diener des einen gemeinsamen himmlischen Königs wie als Arbeiter in seinem heiligen Reiche gelten ließen und ihnen brüderlich die Hand reichten, das that ihnen persönlich und im Blick auf ihre lieben Sottentotten unendlich wohl.

Vos war jedoch nicht der einzige Herold der neuen Missionszeit, sondern ebenso verschiedene Engländer, die ins Land gekommen, ja vor allem ein Mann, der seiner Entschiedenheit und Hingebnung, wie seiner Gelehrsamkeit und geistigen Bedeutung nach Viele um eines Hauptes Länge überagte, Dr. van der Kemp. Halb Engländer, halb Holländer, wenn auch von Geburt das letztere, war er die Seele bei der Gründung jener vorhin genannten Rotter-

damer Missionsgesellschaft gewesen und erschien nun, da diese noch keine eigne Heidenboten entsandte, Ende März 1799 im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft, begleitet von seinem Landsmann, dem Prediger Richerer, und zwei Engländern, Edwards und Edmond, im Kaplande, um selbst in die praktische Missionsarbeit einzutreten. Freilich hat dieser Mann infolge gewisser charakterlichen Ecken, Formlosigkeiten und Wunderlichkeiten, von denen auch die Brüder in Baviaans-kloof eine Probe unter die Hände bekamen,\*) thatsächlich für das Werk der Heidenmission weniger unter heidnischen Eingebornen als unter christlichen Weißen gethan, obwohl er Missionar war. Aber die Nachfolger des Herrn Jesus dazu anzuregen, ja anzufeuern, daß sie zur Ausrichtung seines Missionsbefehls mit Hand anlegen sollten, das verstand er wie wenige, und ein Erfolg hauptsächlich seines Eifers neben dem Vos-ens war es, daß nun auch in Kapstadt

\* Anmerkung. Ein in Baviaans-kloof ansässiger, getaufter Hottentottenhäuptling Benedikt Ruyster, ein unrühiger Unherflackerer, hatte wider den Rat der Brüder im Jahre 1801 die Station verlassen, kurz zuvor ohne ihr Wissen seine rechtmäßige Frau fortgejagt und sich dann nach dem einige 20 Tagereisen entfernten Graaf Ruynet begeben. In der Nähe dieses Ortes war die Niederlassung Dr. van der Kemp's, deren Gedeihen durch Streitigkeiten zwischen Bauern und Hottentotten gleich von Anfang an stark beeinträchtigt war. Ohne nach Ruysters Vorleben zu fragen oder bei den Missionaren in Baviaans-kloof sich darnach zu erkundigen, verließte van der Kemp ihn mit Freuden seinem Gemeinlein ein, zumat daselbe nur aus 2 Hottentottinnen und 1 Sklaven bestand, ja er ließ den Neuankömmling gleich am Genusse des Abendmahls teilnehmen, ohne ihn durch besondern Konfirmationsunterricht darauf vorzubereiten. „Da Du ein Getaufter bist und Dich „an Jehovah übergeben hast, so will sich nun Jehovah ganz an Dich „übergeben“ — mit dieser Erklärung gewährte ihm van der Kemp Zutritt zum Sakrament des Altars, dessen Unterschätzung bei ihm über die Grenzen der reformierten Auffassung hinaus und zwar so weit ging, daß er öfters Ungetauften das Abendmahl spendete. Ruyster

eine „südafrikanische Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung von Christi Königreich“ sich bildete. Ueber die Wirksamkeit dieser wie über die von der Kemp's zu berichten, geht über die durch unsre Aufgabe uns gesteckte Grenze hinaus. Aber wenigstens erwähnt werden mußte dieser Mann und dieser Verein, da ihr Auftreten auf dem Schauplatz mittelbar auch der Anerkennung der in Baviaanskloof betriebnen Arbeit zu Gute kam. Vom 8—10 April 1799 besuchte der ungewöhnliche Mann auf der Missionsstation. Er brachte Empfehlungsbriefe von Zeyt und aus London von La Trobe mit. Eingehende Unterredungen fanden statt, die Brüder konnten ihm mit ihrer Erfahrung und ihren Ratschlägen dienen, er sah sich alles an und sah sich ab, was er für seine beabsichtigte Thätigkeit unter den Kaffern von Nutzen glaubte, während seine Wirthe ihm ihre herzlichste Freundschaft darüber bezeugten, daß nun neue Heiden-

verfah sich während seines Aufenthaltes bei van der Kemp mit einer neuen Frau und kehrte nach reichlich Jahresfrist in Gesellschaft dieser nach Baviaanskloof zurück, einen Empfehlungsbrief von der Kemp's und ein von diesem ausgestelltes Attest in der Hand, daß er Abendmahlsgenosse sei. So schmerzlich es den Brüdern war, die Autorität von der Kemp's anzutasten, konnten sie indeß nach eingehender Beratung doch nicht anders als einstimmig den Beschluß fassen, daß sie Nyyster nicht nur nicht als Kommunitanten gelten lassen dürften, sondern ihn als Hebrecher aus der Gemeinschaft der Getauften ausschließen und in Kirchenzucht thun müßten. Dieser Fall legt außerdem einen leider noch heut zu Tage brennenden Schaden bloß, daß Reislaufen Getaufter aus der Pflege einer Missionsgesellschaft in die einer andern. Kein evangelischer Missionar sollte die Pflinglinge einer andern Gesellschaft in seine Gemeinde aufnehmen, ohne von dem bisherigen Hirten derselben Nachrichten über sie einzuziehen! Zum Schaden der Ueberläufer wie der neuen Gemeinschaft, der jene beitreten, wird das aber häufig unterlassen oder grundsätzlich abgelehnt, nur um mit möglichst hohen Zahlen der Mitglieder der eignen Gemeinschaft glänzen zu können.

boten, im vollsten Sinne des Wortes, Mitarbeiter im Lande erschienen seien, und während sie sich gleichzeitig zu jeder Unterstützung und Hilfsleistung auch für die Zukunft erböten. Vom 11—16 Juni desselben Jahres weilten die 3 Mitarbeiter von der Kemps in Baviaanskloof zu noch größerer Freude der Brüder; vor allem Edwards, der auch im folgenden Jahr am 14. Mai wiederkehrte, mit seiner Demut, seinem Gottvertrauen und seiner Liebe zum Herrn gereichte jenen im hohen Maße zur Erbanung und zum Segen. Solcher Besuch war goldeswert. Unsere Brüder konnten ihrerseits den mit dem praktischen Missionsdienst völlig Unbekannten viele wertvolle Winke erteilen. — Am 25. Februar 1800 fanden sich zahlreiche Mitglieder jener südafrikanischen Missionsgesellschaft, die schon das Jahr zuvor ein brüderliches Begrüßungsschreiben nach Baviaanskloof gerichtet, aus Kapstadt zu einem 7 tägigen Besuch auf den Station ein. Der Sitte der Brüdergemeinde folgend, nannten sie sich gegenseitig Brüder und Schwestern. Ihre Verwunderung und Freude über das Werk unserer Missionare war groß. Viele Mitglieder dieser neuen Missionsgesellschaft gehörten dem uns schon bekannten Kreise der Gläubigen in Kapstadt an und hatten bisher, was sie von Missionsbeiträgen spendeten, Baviaanskloof zugewendet, machten es nun aber natürlich den Zwecken ihrer Gesellschaft dienstbar. Zum Glück kannten unsere Missionare schon damals den altbewährten Erfahrungsgrundsatz der Brüdernmission: Je ungetrübter und rückhaltloser sie sich darüber frent, daß das Werk des Herrn in der Heidenwelt überhaupt sich ausbreitet, wenn diese Ausbreitung auch durch Andre, nicht durch sie erfolgt, desto besser gedeihen ihre eignen Missionswerke; je neidloser und fröhlicher sie mit ansieht, wie andern Missionsgesellschaften die nötigen Geldmittel zufließen, desto reichlicher strömt es in ihre eigne



Missionstafel. So genossen auch die Brüder in Baviaanskloof diesen Besuch mit ungetrübter Freude.

Zudefß es wandten sich ihnen und ihrer Arbeit während dieses Zeitabschnittes nicht bloß diejenigen freundlich zu, welche wirklich alles Ernstes Christen sein wollten, sondern auch in den Kreisen der Ansiedler vollzog sich, wenn auch langsamer, eine Umstimmung zu Gunsten Baviaanskloofs. Dieselbe — und das ist der andre Grund, weshalb wir oben die wachsende Teilnahme der Prediger des Landes eingehend berücksichtigt haben — schrieb sich nicht am wenigsten aus der völlig veränderten Haltung der geistlichen Herren her, (wir Geistliche sind eben doch überall von Amtswegen unsres Gottes berufene Missionsagenten), aber nicht minder auch aus dem Umstand, daß damals im Kapland selbst unter den Weißen etwas mehr Leben aus Gott erwachte. Kund gab sich diese Umstimmung auf mancherlei Weise. Hatten die unwohnenden Bauern, da sie die Station nicht zerstören konnten, sich gelobt, sie auszuhungern, indem sie nichts an ihre Bewohner verkaufen wollten, so erschienen nun öfter und öfter Wagen derselben und boten Salz oder Getreide zum Verkauf an. Hatten sie sich anfangs verschworen, von Kühnel's Messern nichts zu kaufen und die Mühle nicht in Nahrung zu setzen, so erschien nun eine immer wachsende Zahl und begehrte so viel Klingen, daß Kühnel sie nicht schaffen konnte, und in der Mühle sprachen sie auch vor; denn nicht bloß die Station, sondern sie selber fuhren gut dabei. Es war wirklich so, wie die Missionare gegen Ende dieses Zeitabschnittes mehrmals versichern, daß recht Viele (wenn natürlich auch nicht alle), die früher ihre Feinde gewesen, sich nun in Freunde wandelten. Aber weit wichtiger erschien doch den Missionaren ein andres gutes Zeichen, daß sie nämlich auch unter den Weißen geistliche Arbeit be-

kamen. Solche war hoch von Mäten in einem Lande, wo viele Christen Heiden geworden waren, während die Heiden anfangen Christen zu werden. Nun aber begannen die Weißen nicht bloß ihre Sklaven in die Sonntagsgottesdienste von Baviaanskloof zu schicken, sondern selber zu kommen, vollends nachdem das geräumigere Versammlungshaus fertig geworden war, aber auch schon vorher. Zu Weihnachten 1796 waren über 100, am darauffolgenden Neujahrsfest 98 in der Predigt. Einige äußerten auch offen zu den Missionaren: „Sonst haben wir das alte Jahr mit sündlichen „Luftbarkeiten beschloffen und das neue ebenso angefangen; „jetzt aber wollen wir vor dem Angesicht des Herrn unsern „Uebergang aus dem alten ins neue Jahr machen.“ In den folgenden Jahren nahm die Zahl dieser weißen Predigtbesucher immer langsam zu; dann ging sie mit einem Ruck beträchtlich in die Höhe, als nämlich die neue Kirche vollendet war. Da sammelten sich Sonntags jehr oft über 1500 Menschen, unter ihnen stets ein paar hundert Weiße. Ja, einzelne Bauern kamen aus freien Stücken zu den Brüdern und sprachen beschämt ihr Bedauern aus über die widrige Haltung, die sie früher gegen sie eingenommen; Andre, ergriffen von der Predigt der Brüder, suchten unter 4 Augen seelsorgerlichen Zuspruch und Trost bei ihnen. So wurde Baviaanskloof auch zu einer Segensstätte für die „Christenmenschen“ oder „Blanken“, wie das Diarium sich auszudrücken pflegt, und das in einem weiteren Umkreis; so wurden die Brüder gewürdigt, auch ihrerseits Hacken, verzäumen und edle Nebenpflanzen zu dürfen auf dem Brachfeld, das der Herr der Kirche auch in einen Weingarten zu verwandeln befohlen hatte. Das war der schöne Sieg, den das faustmütige Dulden und Ausharren feierte, das die köstliche Genugthnung, welche der Feindesliebe zu teil wurde, das eine

Bestätigung des alttestamentlichen Sprüchwortes: Wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, so machte er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.

Damit sind wir am Ende dieses Abschnittes und des ersten Theiles unserer Arbeit angelangt. Nach einem würdigen Schlußstein, der es zum Ausdruck bringt, daß dieses Ringen schon Georg Schmidts und 50 Jahre später seiner Nachfolger, ein Ringen um das Recht der Existenz, seinen befriedigenden Kampfpriis gefunden — nach einem solchen würdigen Schlußstein brauchen wir nicht erst lang und ängstlich zu suchen. Er heißt Len a. Am 2. Januar 1800 entschloß die gute Alte. Wie wir früher berichtet, war sie, als die 3 Brüder in Baviaanskloof sich niederließen, hochbejahrt, und das Alter hatte bereits auf ihre leiblichen und geistigen Kräfte schwächend eingewirkt. Es macht den Eindruck, als ob die Nachfolger Schmidts anfänglich mit diesem Umstand nicht genug gerechnet, als ob sie zu wenig sich ausgesprochen hätten, daß das Pflänzlein, welches ihr Vorgänger in das Herz dieses Weibleins gepflanzt, 50 Jahre lang weder durch Regen noch Sonnenschein ernickt worden war. Indeß mochten sie zuerst mehr erwarten, als sie vorgefunden, und sich darum etwas enttäuscht fühlen, es war doch mehr vorhanden, als es den Anschein hatte. Wunderbar rasch schossen die guten, lebenskräftigen Triebe aus dem Schutt der Jahre und anderer Eindrücke hervor. Sie vermochte bald wieder noch sehr viel aus der Vergangenheit zu erzählen, ja wieder Einzelangaben über Gespräche, Einrichtungen und Ereignisse zu machen, die der Zeit Schmidts angehörten, daß sich die Brüder, die ihre Aussagen durch Schmidts Aufzeichnungen kontrollieren konnten, höchlich darüber verwunderten. Ja noch mehr! Hatten ihre neuen Seelsorger anfänglich dahin geurteilt, daß sie wenig

oder kein Leben aus Gott habe, so war das wieder etwas vorsequell. Die Alte brauchte Zeit, und zunächst war es doch schon ein erfreuliches Zeichen, daß sie, obwohl ihre Hütte nicht in Daviaauskloof stand, und der Weg dahin bei ihrer Schwäche sie etwas kostete, gleichwohl zu jedem Gottesdienst sich einfand und auch in keiner Schulstunde fehlte. Sie wollte durchaus wieder fließend lesen lernen, und als die Brüder ihr klar machten, das sei unausführbar, weil ihr Augenlicht zu sehr abgenommen habe, so überzeugte sie sich wohl von der Wahrheit dieser ihr schmerzlichen Thatsache, aber in die Schule kam sie doch nach wie vor um zuzuhören, solange ihre langsam zerbröckelnden Kräfte es gestatteten. Und nach Verlauf von ein paar Monden bekannte sie im Privatgespräch mit den Brüdern, daß sie allerdings nach Schmidt's Weggang allwälig wieder in heidnisches Wesen zurückversunken wäre, bezeugte aber auch, wie sie nun wieder glauben könne, daß der Heiland ihr alle Schulden vergeben habe und ihr ein seliges Ende beschereen werde. Dabei blieb es, dieser Glaube wurde ihr nicht mehr getrübt, sondern er wuchs und war ihr starker, untrüglicher Stab, auf den gestützt die gute gebeugte Alte mühsam, aber fröhlich weiter pilgerte. In einem Gottesdienst nur für die (damals 5) Getauften, den 13. Aug. 1793, bezeugte sie mit beredtem Munde, wie dankbar sie dem Herrn dafür sei, daß er sie so lange am Leben gelassen, daß sie wieder so viel von Jesus, ihrem Seligmacher, hören könne. Ja, Dankbarkeit — das war ihres Herzens Grundstimmung, Dankbarkeit dafür, daß sie wieder Lehrer besitze und daß sie zu einem Kinde Gottes angenommen worden sei. Nur eine Sorge bedrückte sie: „Meine Kinder laufen noch sonder Jesum herum. Ach, „wenn der barmherzige „Heiland die doch auch noch kriegen könnte!“ In den letzten

2 Jahren ihres Lebens vermochte sie auf eignen Füßen ihre Hütte nicht mehr zu verlassen. Treulich besuchten die Missionare sie; es war, wie sie bezeugen, für sie selber ein wahres Vergnügen, das zu thun, nicht am wenigsten deshalb, weil die Alte sich so herzlich über jeden Besuch freute. Ein paar Mal wurde sie noch von Männern in die Versammlung der Getauften getragen, wofür sie sehr dankbar war. Als man ihr mittheilte, daß nun auch eine Missionarssfrau auf der Reise nach Baviaanskloof sei, wurde sie ganz aufgelebt und rief unter anderm aus: „Ich wünsche sehr „heimzugehen; aber jetzt bitte ich den Heiland, daß er mich „noch so lange hier leben lasse, bis ich diese Schwester ankommen sehe!“ Unmittelbar nach Schwester Kohrhammers Ankunft zu ihr getragen, äußerte Lena ihre Wünsche und Gefühle auf eine so rührende Weise, daß den Umstehenden unwillkürlich die Thränen in die Augen schlichen. Ihre Schwäche und Schmerzen waren in der letzten Zeit nicht gering, aber sie ertrug dieselben mit großer Geduld und Ergebung. Ihr Sohn blieb Zeit ihres Lebens ihr Sorgenstein, aber an ihrer Schwiegertochter und an ihren Enkelkindern erlebte sie noch rechte Freude, auch was den Christenwandel derselben betrifft. — Lena's Name war durch die Umstände weithin bekannt geworden, und sobald in den ganzen Jahren, seitdem die Station wieder erstanden, Besucher dort erschienen, auch hochgestellte, so war sie es, der eine der ersten Fragen galt. „Lebt die alte Lena noch, die von Georg Schmidt getauft ist?“ Viele (unter ihnen nicht wenige Engländer) begehrten zu ihr geführt zu werden, einzelne um sie zu betrachten, wie man eine altertümliche Terrakottafigur mustert, die weitaus meisten aber, um in ihr eine ehrwürdige Mutter in Israel zu begrüßen. Und die letzteren kamen nicht leer von ihr zurück; denn Lena

legte, ohne aufdringlich zu sein, im Verlauf des Gesprächs meist ein einfältiges Zeugnis ihres Glaubens ab. Mit freundlicher Dankbarkeit, aber ohne Kriecherei nahm sie die Gaben entgegen, womit häufig Besuchende ihrer Armut zu Hilfe kamen; gingen sie, ohne sie zu bedenken, so merkte man ihr keine Enttäuschung ab, so war sie beim Abschied ebenso freundlich und dankte bescheiden für die Ehre des Besuches.

Friede ihrem Andenken! Mit ihr ging ein Stück der alten Zeit dahin. Der Segen der alten Zeit wird aber der neuen Zeit nie fehlen, wenn die letztere Pietät geübt, wenn sie mit der alten Zeit und mit den Alten Geduld gehabt und beiden Ehrfurcht erwiesen hat. —





Anmerkung. Durch ein Versehen ist die auf Seite 155 (Zeile 1  
von oben) gehörige Anmerkung schon auf Seite 109 erschienen.

# Inhalts-Übersicht.

---

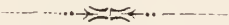
## Einleitung.

	Seite
1. Weiße kommen ins Land . . . . .	1
2. Der erste Missionar . . . . .	12
3. Ein Umschwung . . . . .	21

## I. Die Gründung Gnadenhals.

4. Auf den Trümmern des Alten . . . . .	40
5. Die erste Säemannsarbeit . . . . .	60
6. Erstlinge; Erntefreuden und Ernteleiden . . . . .	86
7. Krieg und Kriegsgeschrei . . . . .	106
8. In ruhigerem Fahrwasser . . . . .	144

---







Folgende Schriften sind außer von den betreffenden Verlagsorten auch zu beziehen durch die <b>Expedition der Missionsverwaltung</b> <b>Herrnhut</b> und durch <b>H. Roth (M. Holland)</b> Stuttgart.	
Probbek, Nach Osten. Untersuchungsfahrt nach der Ostküste Grönlands. Missionschule Niessky 1882. 88 S.	—35
Dewitz, A. v., In Dänisch-Westindien, Teil I. Missionschule Niessky 1882. 374 S. (vergriffen)	—
" " An der Küste Labradors. Missionschule Niessky 2. Auflage 1891. 54 S.	—25
Festbüchlein. Reden, gehalten am Missionsjubelfest zu Herrnhut 1882. Missionschule Niessky. 2. Auflage. 80 S.	—20
Gysin, J. Grönländische Bilder. 1883.	—10
Kersten, J., Harry Maasdamme, ein schwarzer Lehrer. Missionschule Niessky 1887	—10
Reichelt, G. Th., Geschichte von Silo, Südafrika. Gnadau 1878. 150 S.	—50
Römer, J. R., Missionserwerb der Brüder-Gemeine, Gnadau 1871. 117 S.	—70
" (vergriffen) Mission in Labrador. Gnadau 1871. 77 S.	—
" " " Tabago. Gnadau 1876. 45 S.	—20
" " " St. Kitts. Gnadau 1877. 95 S.	—30
Römer, G., Die Indianer und ihr Freund Zeisberger. Gütersloh Bertelsmann 1890. 101 S.	1.—
Schulze, A., Missionsfelder der erneuerten Brüderkirche, Iust. Bethlehem, Pa. (Nordamerika) 1890. 257 S. geb.	5.—
Schneider, H. G., Moravian Hill, ein Gotteswerk im Sta. laude. Missionschule Niessky 1887. 32 S.	—15
" Erweckung auf der Moskitoküste 1881 u. 82. Missionschule Niessky 1888. 36 S.	—15
" Nama Ken (Moskitoküste) Missionschule Niessky. 2. Auflage 1891. 60 S.	—25
" Missionsbilder aus dem westlichen Himalaya. Gnadau 1880. 95 S.	—60
" Missionsarbeit der Brüdergemeine in Australien. Gnadau 1882. 207 S.	1.—
" " " Dasselbe gebunden	1.75
" Gute Botschaft Nr. 1, Kaisa! (Moskitoküste). 2. Aufl. Stuttgart. H. Roth (M. Holland) 1892. 78 S.	—40
" Gute Botschaft Nr. 2, Ein Junger, ein Alter (Suriname) Stuttgart, H. Roth (M. Holland) 1891. 65 S.	—30
" Gute Botschaft Nr. 3, Ein Besuch in Paramaribo, mit Karte und Lichtdruckbild. Stuttgart. H. Roth (M. Holland). 260 S.	1.—
" " " Dasselbe gebunden	1.50
" Gute Botschaft Nr. 4, Eine Weihnachtsfeier in Labrador. Stuttgart. H. Roth (M. Holland) 1891. S. 72	—30
Richard, Th. Von Katunga nach Malapalile. (Tagebuch).	—40
Kluge, G. Kleine Traktate aus der Brüdermission. Nr. 1. Nach dem fernem Norden. Nr. 2. Zwei Winter in Bethel. Nr. 3. Saat auf Hoffnung. Nr. 4. Christfest in Hebron. Nr. 5. Kurze Geschichten. Nr. 6. Aus der Geschichte von Ebenezer.	5 Pf.





2155RD

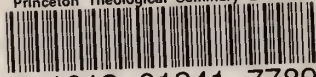
PA

11-13-07 32180

2  
Eif Group  
MC



Princeton Theological Seminary Libraries



1 1012 01341 7789



